

Deutsch Essay 2022

18. landesweiter Schülerwettbewerb

Texte der Preisträgerinnen und Preisträger

„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“
(Friedrich Nietzsche)

„Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist
die vom menschlichen Gesicht.“
(Georg Christoph Lichtenberg)

Warum verschwinden Wörter?

Texte der Preisträgerinnen und Preisträger des 18. Essay-Wettbewerbs 2022

Berkenkamp-Stiftung Essen in Zusammenarbeit mit
dem Ministerium für Schule und Bildung des
Landes Nordrhein-Westfalen vertreten durch
die Bezirksregierung Münster



Inhalt

Geleitwort	5
Grußwort	6
Vorwort	7
Die Essaythemen 2022	8
Statistische Angaben zum Wettbewerb	8
Die Preisträgerinnen und Preisträger 2022	9
Bisherige Themen des Wettbewerbs	10
Essays zum Thema	
„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)	12
– Katharina König (Clemens-Brentano-Gymnasium Dülmen)	13
– Anna Miller (Gymnasium Canisianum Lüdinghausen)	16
– Joshua Sohl (Robert-Schuman-Europaschule Willich)	20
Essays zum Thema	
„Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)	23
– Ella Diste (Albert-Schweitzer-Gymnasium Hürth)	24
– Zoe Hennemuth (Franziskus-Gymnasium Vossenack)	26
– Esther Kapusta (Städtisches Gymnasium Herzogenrath)	29
– Luka Tusanovic (CJD Gymnasium Versmold)	32
Essays zum Thema	
Warum verschwinden Wörter?	35
– Carina Kalms (Steinbart-Gymnasium Duisburg)	36
– Hannah Reehuis (Städtisches Gymnasium Ochtrup)	39
– Yi Xia (Gymnasium Johanneum Ostbevern)	42
Zitate aus den Essays 2022 zum Thema „Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)	45
Zitate aus den Essays 2022 zum Thema „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)	46
Zitate aus den Essays 2022 zum Thema „Warum verschwinden Wörter?“	47
Vorausschau auf die Marbach-Fahrt 2022	48
Rückblick auf die Weimar-Fahrt 2021	49
Autorinnen und Autoren der Schreibseminare	53
Ausschreibungstext zum Essay-Wettbewerb 2022	54

Geleitwort



Frau Renate Bruch-Berkenkamp, die Gründerin der Berkenkamp-Stiftung, wurde am 25. Februar 1926 in Bochum geboren. Sie verstarb im Alter von 87 Jahren am 19. Juli 2013 in Essen.

Über viele Jahre war es das besondere Anliegen von Frau Bruch-Berkenkamp, junge Menschen mit der deutschen Sprache und Literatur vertraut zu machen. Ihre 1997 errichtete Stiftung hat kulturelle Projekte und Programme ermöglicht, die beispielhaft die begrenzten öffentlichen Mittel durch die Großzügigkeit privaten Engagements erweiterten. Vor allem der von ihr ins Leben gerufene Essay-Wettbewerb an nordrhein-westfälischen Gymnasien gab zahlreichen Schülerinnen und Schülern Gelegenheit, ihr schriftstellerisches Können zu beweisen.

Mit besonderer Begeisterung besuchte Frau Bruch-Berkenkamp jährlich das Preisträgerseminar in Marbach und begrüßte dort die Teilnehmerinnen und Teilnehmer persönlich. Die Arbeit der Stiftung begleitete Frau Bruch-Berkenkamp mit großer Freude und Menschenzugewandtheit.

Wir bedanken uns bei allen Schülerinnen und Schülern, den sie betreuenden Lehrerinnen und Lehrern, den Jurymitgliedern und bei Herrn Gels, dem Landesbeauftragten des Wettbewerbs bei der Bezirksregierung Münster.

Im Andenken an Frau Bruch-Berkenkamp wünschen wir dem Essay-Wettbewerb eine weiterhin erfolgreiche Entwicklung.

Berkenkamp-Stiftung Essen
Dr. Karl Peter Esser, Münster
Dr. Manfred Derpmann, Münster
Rudi Kienzle, Marbach
Dr. Bernhard Fischer, Weimar
– Vorstand und Kuratorium –

Grußwort



„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)

Am Anfang des Nachdenkens über diese These Friedrich Nietzsches stand bei vielen Teilnehmerinnen und Teilnehmern am diesjährigen Landeswettbewerb Deutsch Essay erst einmal eine gewisse Irritation. Ist es nicht so, dass ein Lob uns glücklich macht, befördert, beschwingt? Die Schreiberinnen und Schreiber blicken hinter diesen scheinbar offensichtlichen Konsens. Sie klopfen beide Begriffe – Lob und Tadel – ab, beginnen differenzierte Reflexionen. Bei vielen mündet diese Selbstüberprüfung in die Frage: Wie reagiere ich eigentlich auf Lob? Was macht es mit mir, gelobt zu werden? Und was verrät der Umgang mit Lob und Tadel über unsere Gesellschaft im Allgemeinen? Loben, so schlussfolgern einige, ist in erster Linie eine Machtfrage.

Loben als Erziehung hin zur Perfektion. Und so zeigt sich bei nicht wenigen Verfasserinnen und Verfassern schlussendlich der Tadel – in seiner Form konstruktiver Kritik – als Überraschungssieger des eigenen Denkprozesses.

In Zeiten, die kompliziert sind und komplex bleiben werden, lohnt sich dieses vertiefte Nachdenken über die Themen des von der Berkenkamp-Stiftung ausgelobten Essay-Wettbewerbs. Das machen die zahlreichen Einsendungen zu den drei vorgegebenen Themenbereichen deutlich, die trotz der immer noch anspruchsvollen Corona-Situation an den Schulen eingegangen sind. Die im Vergleich zum Vorjahr geringere Zahl an Einsendungen lässt sich vermutlich auch auf die damit verbundenen Herausforderungen an den Schulen zurückführen.

In den insgesamt 146 eingesandten Beiträgen zeigt sich die Freude der Verfasserinnen und Verfassers am Argument. Es sind anspruchsvolle und assoziationsreiche Texte, an denen in einem längeren Prozess ganz offensichtlich intensiv gefeilt wurde. Daher gebührt den betreuenden Lehrerinnen und Lehrern besonderer Dank, die ihren Schülerinnen und Schülern auf diesen gedanklichen Haupt- und Nebenwegen gefolgt sind und sie mit konstruktiver Kritik begleitet haben. Eine solche Ermutigung, eine solche Förderung, ist eine wesentliche Grundlage für die zahlreichen schönen Ergebnisse.

Insbesondere danke ich auch den Jurorinnen und Juroren, die wie in den vergangenen Jahren vor der Herausforderung standen, aus den vielen herausragenden Einsendungen die zehn Beiträge auszuwählen, die besonders preiswürdig waren. Neben ihren beruflichen und privaten Verpflichtungen haben sie sich die Zeit genommen, die eingereichten Essays intensiv zu begutachten und in der Jury-Sitzung darüber zu diskutieren. Meinem Mitarbeiter Herrn Gels danke ich für die mit dem Ablauf des Landeswettbewerbs verbundene Organisation und die Erstellung des Essay-Bandes.

Einen sehr herzlichen Dank möchte ich schließlich auch gegenüber der Berkenkamp Stiftung Essen zum Ausdruck bringen, die in diesem Jahr bereits zum 18. Mal diesen Landeswettbewerb und das damit verbundene Programm einer Studienfahrt der zehn Gewinnerinnen und Gewinner nach Marbach am Neckar mit gemeinsamem Literaturseminar durch ihre großzügige finanzielle Förderung ermöglicht.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich bei der Lektüre der Beiträge viel Freude an diesen dort entwickelten vielschichtigen Gedankenanstrengungen.

LRSD Dietmar Schade
Fachdezernent Deutsch
Bezirksregierung Münster

Vorwort



„Rettet die Wörter! Lasst uns den deutschen Wortschatz zusammen hüten! Denn ein Schatz ist es wirklich. Worte machen reich!“

Die Schülerin Carina Kalms präsentiert sich in ihrem Essay zum Themenbereich „Warum verschwinden Wörter“ als Wort-Aktivistin. Sie betont die Vielfalt der Begriffe, den Reichtum – die Schönheit der Sprache. Und führt damit ins beispielhaft Zentrum dessen, was das grundsätzliche Anliegen des Landeswettbewerb Deutsch Essay ist: Freude an deutscher Sprache und Literatur zu fördern und zu vermitteln. 146 Einsendungen stehen für dieses ungebrochene Vergnügen an sprachlicher Gestaltung und den damit verbundenen Möglichkeiten.

Diese Vielgestaltigkeit wird auch bei den beiden weiteren Themenbereichen „Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche) und „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg) immer wieder augenfällig. Sie ist wirklich ein verbindendes Kennzeichen des Landeswettbewerbs und zeigt den hohen gedanklichen und sprachlichen Anspruch, den die Verfasserinnen und Verfasser an sich selbst und ihre Texte haben.

Dies zeigte sich auch bei der Auseinandersetzung mit dem Zitat Lichtenbergs, zu dem uns die meisten Einsendungen erreichten. Tatsächlich wurde über das menschliche Gesicht auf die unterhaltendsten Arten und Weisen reflektiert: Das Gesicht als Fläche für Unterhaltung, als Kulisse, als individuelles Aushängeschild in Zeiten allgegenwärtiger digitaler Selbstvermarktung und damit als Fläche für Selbstoptimierung... Zugleich wurde immer wieder transparent, dass das Gesicht letztlich auch die ganze Person meint und sich nicht in seiner biologischen Oberfläche erschöpft. Und so können die Leserinnen und Leser lernen, welche Metamorphosen Gesichter durchmachen, welche Möglichkeiten außersprachlichen Sprechens sie eröffnen und wie man diese lesen kann. Im Ergebnis kann unser Gesicht letztlich ein „Speichermedium“ unserer eigenen Geschichte(en) sein, wie die Schülerin Ella Diste feststellt: „Versucht man, seine Vergangenheit nicht zu vertuschen, sondern sich diese zu eigen zu machen, so können Gesichter eine fesselnde Wirkung haben. Sie vermögen es, einen in den Bann zu ziehen.“

Dass die hier publizierten Essays Sie, liebe Leserinnen und Leser, mit ihren kreativen Gedanken in den Bann ziehen, wünsche ich Ihnen. Dafür, dass sie entstehen konnten, gebührt neben den Verfasserinnen und Verfassern auch dem Engagement ihrer sie betreuenden Lehrerinnen und Lehrer ein großer Dank. So kann zum nunmehr achtzehnten Mal die Vielfalt, für die der Landeswettbewerb Deutsch Essay steht, in gedruckter Form erscheinen. Bedanken möchte ich mich auch bei den Jurorinnen und Juroren für die angenehme Zusammenarbeit sowie bei der Berkenkamp-Stiftung Essen für die großzügige Unterstützung dieses Wettbewerbs.

David Gels
Landesbeauftragter des Wettbewerbs
Bezirksregierung Münster

Die Essaythemen 2022

1. „Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)
2. „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“
(Georg Christoph Lichtenberg)
3. Warum verschwinden Wörter?

Statistische Angaben zum Wettbewerb

Am 18. landesweiten Wettbewerb „Deutsch: Essay“ im Jahr 2022 haben sich 146 Schülerinnen und Schüler beteiligt. In den letzten zwei Jahren lag die Anzahl der eingereichten Essays bei 128 (2020) bzw. 285 (2021) Arbeiten. Diese Zahlen zeigen, dass sich die Anzahl der eingereichten Essays insgesamt auf einem hohen Niveau eingependelt hat. Nachdem im vergangenen Jahr offensichtlich viele Schülerinnen und Schüler auch die Phase des coronabedingten Lernens in Distanz genutzt haben, um über ein Thema frei und vertieft zugleich nachdenken zu können, war in diesem Jahr die Reaktion auf den Wettbewerb vergleichsweise etwas verhaltener.

Die Jury des Wettbewerbs besteht aus sechs erfahrenen Deutschlehrerinnen und -lehrern und Herrn Gels, dem Landesbeauftragten für den Wettbewerb „Deutsch: Essay“. Die Berkenkamp-Stiftung lädt jährlich zehn Preisträgerinnen und Preisträger zu einem viertägigen Aufenthalt in die Schillerstadt Marbach ein. Im vergangenen Jahr hat dieses Seminar in Weimar stattgefunden. Die zehn 2022 von der Jury prämierten Essays wurden von acht Schülerinnen und zwei Schülern verfasst.

I. Wahl der Themen

Thema I	Thema II	Thema III
37	55	54

II. Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Regierungsbezirken

Arnsberg	Detmold	Düsseldorf	Köln	Münster
-	10	57	42	37

III. Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Geschlecht

weiblich	männlich
125	21

IV. Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Schulformen

Berufskolleg	Gesamtschule	Gymnasium
11	30	105

Die Preisträgerinnen und Preisträger 2022

Thema I: „Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)

Katharina König
Clemens-Brentano-Gymnasium Dülmen

Anna Miller
Gymnasium Canisianum Lüdinghausen

Joshua Sohl
Robert-Schuman-Europaschule Willich

Thema II: „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)

Ella Diste
Albert-Schweitzer-Gymnasium Hürth

Zoe Hennemuth
Franziskus-Gymnasium Vossenack

Esther Kapusta
Städtisches Gymnasium Herzogenrath

Luka Tusanovic
CJD Gymnasium Versmold

Thema III: Warum verschwinden Wörter?

Carina Kalms
Steinbart-Gymnasium Duisburg

Hannah Reehuis
Städtisches Gymnasium Ochtrup

Yi Xia
Gymnasium Johanneum Ostbevern

Bisherige Themen des Wettbewerbs

Pilotprojekt 2004

(nur im Regierungsbezirk Münster)

1. Braucht die Jugend eine eigene Sprache?
2. Verdrängt die visuelle Präsentation das Nachdenken (Powerpoint, Folien, Videos usw.)?

Ab 2005 landesweit

1. Brauchen wir ein kulturelles Gedächtnis?
2. Brauchen wir für die Gestaltung der Welt Phantasie?
3. Geht Sprache über ihre Leistung als Kommunikationsmittel hinaus?
3. Ist „coolness“ ein Markenzeichen der jungen Generation?

2006

1. Wie wichtig ist mir meine Muttersprache?
2. Gibt es ein jugendliches Spießertum?
3. Brauchen wir eine Nationalhymne?

2007

1. Welchen Wert und welchen Nutzen hat das Erlernen der deutschen Sprache für die Integration ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger?
2. Umgangsformen: Wollen wir sie, brauchen wir sie?
3. Lesen – bereichert es mich?

2008

1. Leseleid – Lesefreuden
2. Brauchen wir für unsere Lebensgestaltung Visionen?
3. Wodurch wird Sprache schön?

2009

1. Spielt in der globalen Welt der Begriff „Heimat“ noch eine Rolle?
2. „Von allen Welten, die der Mensch geschaffen hat, ist die der Bücher die gewaltigste.“ (Heine)
3. Erfahren wir noch die Bildhaftigkeit der Sprache?

2010

1. Welt – Heimat – Zuhause: Wo finde ich mich?
2. Was unterscheidet Literatur vom wirklichen Leben?
3. Theater machen - ins Theater gehen: Was bedeutet das für mich?

2011

1. Verändert das Lesen die Sicht auf die Welt?
2. Verändern moderne Kommunikationsmittel die Sprache?
3. Was bedeutet mir Familie?

2012

1. Was möchte ich aus meiner Kindheit retten?
2. „Phantasie ist wichtiger als Wissen, denn Wissen ist begrenzt.“ (Albert Einstein)
3. Brauchen Gefühle eine Sprache?

2013

1. Waren Gestalten aus Kinder- und Jugendbüchern prägend für mich?
2. Finden wir im Computer, was wir suchen?
3. Schadenfreude

2014

1. Klatsch und Tratsch
2. „Das Schöne gibt uns Grund zur Trauer, das Hässliche erfreut auf Dauer.“ (Robert Gernhardt)
3. Bibliotheken - Räume des Denkens?

2015

1. Tierwürde
2. „Ein Käfig ging einen Vogel suchen.“ (Franz Kafka)
3. Wozu schreiben wir noch mit der Hand?

2016

1. Buchversunken
2. „Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemandem den Bart zu sengen.“ (Lichtenberg)
3. Bitte keine Ausreden

2017

1. Können wir durch Lesen das Fremde besser verstehen?
2. „Das Vergleichen ist das Ende des Glücks und der Anfang der Unzufriedenheit“ (Kierkegaard)
3. Fußball – Spiel oder Wissenschaft?

2018

1. „Lesen Sie nicht, wie die Kinder lesen, um sich zu vergnügen, noch wie die Ehrgeizigen, um sich zu bilden. Nein, lesen Sie, um zu leben.“ (Gustave Flaubert)
2. Fremdschämen
3. Die Märchen und die Wirklichkeit

2019

1. „Das Überflüssige ist eine sehr notwendige Sache.“ (Voltaire)
2. Was bedeutet Verantwortung für die Welt von morgen?
3. Welche Sprache spricht die Mode?

2020

1. „Es ist nichts so klein und wenig, woran man sich nicht begeistern könnte.“ (Friedrich Hölderlin, Hyperion)
2. „Gut ist es, an ändern sich zu halten. Denn keiner trägt das Leben allein.“ (Friedrich Hölderlin, Hymnenentwurf „Die Titanen“)
3. Ein geglückter Tag

2021

1. „Zweifel reizt mich nicht weniger als Wissen.“ (Dante Alighieri)
2. „Nichts, wenn man es sich überlegt, kann dazu verlocken, in einem Wettrennen der erste sein zu wollen.“ (Franz Kafka)
3. Was ist ein Gedanke?

Essays zum Thema

„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)

Katharina König
Clemens-Brentano-Gymnasium Dülmen

Anna Miller
Gymnasium Canisianum Lüdinghausen

Joshua Sohl
Robert-Schuman-Europaschule Willich

Essay zum Thema

„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)

Katharina König
Jahrgangsstufe EF
Clemens-Brentano-Gymnasium Dülmen
Betreuender Lehrer: Lennart Brockmann

„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ –
Friedrich Nietzsche

Aber warum sollte im Lob mehr Zudringlichkeit als im Tadel liegen? Ist nicht der Tadel eine Sache, die einen sich schlecht fühlen lässt und die man als unangenehm empfindet, wohingegen das Lob eher eine Inkarnation von guten Gefühlen ist? Sollen diese Gefühle nicht unser eigenes Selbstbewusstsein anreichern und einen regelrecht beflügeln und motivieren? Ist nicht das Lob mein Freund und der Tadel mein Feind?

Um dies zu Beginn deutlich zu machen: Ich denke, viele Menschen würden dies so sehen und es gibt für sie auch keinen Grund, ihre Gedanken in eine Anzweiflung dessen zu vertiefen. Wenn Menschen nämlich ein Ziel haben, dann ist es, wenn auch unterbewusst, an Anerkennung in der Gesellschaft zu gewinnen, weil uns durch Anerkennung eine gewisse Bestätigung gegeben wird, die zu Sicherheit führt. Die Sicherheit, richtige Entscheidungen getroffen zu haben oder andere Menschen mit dem eigenen Handeln zufrieden gestellt oder stolz gemacht zu haben oder gut in dem zu sein, was man erreichen wollte - diese Sicherheit strebt der Mensch an, um sich gut und wertgeschätzt zu fühlen und um sich selbst erst wertschätzen zu können.

Ein Lob kann man nun als Inbegriff der Möglichkeiten auffassen, die uns Bestätigung von anderen geben. Man erhält nämlich durch anerkennende oder ermunternde Worte Zuspruch für sein Tun und Ermutigung für weiteres Handeln mit dem gleichen Maß an positiven Folgen, was zudem das Ziel eines Lobes ist - seine, wie ich finde, vermeintlich positiven Folgen.

Man sagt, ein Lob sei Balsam für die Seele. Etwas Befriedigendes, was Glücksgefühle birgt, weil man eben weiß, dass andere das anerkennen, was man

selbst gemacht hat. Es wirkt wie eine Art Entlohnung für Mühen, die man auf sich genommen hat, für das Erreichen eines bestimmten Zieles.

Aber es ist nicht zu verwechseln mit einem Kompliment, das ohne Hintergedanken zwischenmenschliche Sympathie erzeugt und positive Gefühle transportiert. Denn der entscheidende Unterschied zwischen einem Kompliment und einem Lob sind die Absichten derer, die sie geben und die Folgen für die, die sie erhalten. Ein Lob kann nämlich durch das regelrechte Honorieren einer vollbrachten Arbeit ein starkes Instrument sein, um gezielt damit zu steuern oder zu motivieren, sodass der Empfänger des Lobes weiterhin bestrebt ist, positive Resonanzen für seine Leistungen zu erhalten und sich somit weiterhin motiviert zu bemühen.

Es hat also so viel Macht, dass es als Mittel zum Anspornen eingesetzt werden kann, aber wie funktioniert das?

Sicherlich hat jeder schon mal von der Aussage, ein Kompliment oder ein Lob gehe herunter wie Öl, gehört. Meiner Meinung nach trifft dieses Sprichwort auf ein Kompliment, das Glücksgefühle, Rührung, Schmeichel, Verbundenheit mit dem, der es gibt und meint, in einem auslöst, zu, weil man es gerne hört und sich danach positiv beeinflusst fühlt, aber auf ein Lob...

Ein Lob ist eher mit einer Weinbergschnecke zu vergleichen, die eine Wand hinaufkriecht und dabei eine schleimige Spur hinterlässt, die sie mit hoher Geschwindigkeit wieder zurückschlittern lässt, sobald sie abrutschen sollte.

Was ich damit sagen will, führt auch wieder zu der Frage, warum überhaupt Zudringlichkeit im Lob liegen sollte. Dazu möchte ich die Antwort auf eine Frage aus einer Serie in den Raum werfen, die mich zum Nachdenken angeregt hat.

„Wieso willst du nicht, dass die Menschen das Gute

in dir sehen?“ „Weil sie, wenn sie einmal Gutes sehen, auch weiter Gutes erwarten. Und ich will die Erwartungen von niemandem erfüllen müssen.“

Und genau das ist es, was passiert, wenn man von Menschen ein Lob erhält; sie fangen an, Dinge von einem zu erwarten, sobald sie gesehen haben, dass man etwas kann oder dass man gut in etwas ist. Sie setzen das, was sie gesehen haben - das, was man bereits geleistet hat - voraus und erwarten, dass man das Privileg besitzt, entsprechende Leistungen immer wieder vollbringen zu können und schreiben einem schlicht die Dinge, die sie von dir sehen, die Dinge, die du geleistet hast, als Fähigkeiten zu. Sie assoziieren ab dem Zeitpunkt, an dem sie Gutes von einem gesehen haben oder sogar positiv überrascht oder stolz reagiert haben, diese gute Sache mit einem und setzen einen auf Dauer damit in Verbindung. Sie setzen Erwartungen.

Und Erwartungen sind die fiesen Dinge, die Hand in Hand mit Enttäuschungen gehen. Sie sind der Schleim, der das Abrutschen der Schnecke verschleunert und sie wieder die Wand hinunterzieht, bis sie wieder ganz unten angelangt ist und jetzt vielleicht keine Kraft mehr hat, sich erneut hinauf zu wagen.

Denn wenn die Leute von außen Dinge erwarten, stellt man auch automatisch höhere Erwartungen an sich selbst und man wird plötzlich von einer Angst angetrieben. Eine Angst, die dem menschlichen Bedürfnis nach Sicherheit durch Bestätigung und Anerkennung zur Stärkung des Selbstbewusstseins als Paradoxon entgegensteht. Und diese Angst, andere und vor allem - am schlimmsten - einen selbst zu enttäuschen, prädestiniert Leistungsdruck und psychischen Stress, weil aus Angst - also einer negativen Beklommenheit in so hohem Maße - zu handeln, die schlimmste Motivation darstellt. Das Lob drängt einen also quasi dazu, nach der Erfüllung von Erwartungen zu streben, sich danach zu sehnen, danach zu lechzen, um nicht die hässliche Seite der Enttäuschung, die beim Scheitern auf einem lasten würde, erfahren zu müssen. Ein Tadel hingegen, bekanntlich der Gegenbegriff des Lobes, tut etwas völlig anderes. Unter einem Tadel würden die meisten Menschen einfach etwas Negatives verstehen; eine Art Feind, dem man nicht begegnen will, weil er bedeutet, man hat versagt. Es ist eine nicht selten in scharfer Weise vorgebrachte, missbilligende Äußerung, die sich auf jemandes Tun oder Verhalten bezieht, bei der eine Person einer anderen

klarmacht, dass man etwas unzulänglich oder gar falsch gemacht hat. Einen Tadel zu bekommen, fühlt sich wie ein Fehler an, den man nicht machen will. Im Gegensatz zum Lob ist es allerdings so, dass der Tadel auf einer Ebene bleibt. Wenn du einen Fehler gemacht hast, wenn eine Person unzufrieden mit deiner Handlung war, dann wird sie dir sagen, dass du etwas falsch gemacht hast und was du falsch gemacht hast oder wenn ihr einfach etwas an deinem Verhalten nicht gepasst hat. Du weißt dann, was die Person um dich herum gestört hat, du hast die Möglichkeit, deine Fehler deutlich einzusehen - und das Wichtigste, du hast die Möglichkeit, es beim nächsten Mal anders zu machen, richtig zu handeln oder dich zu verbessern. Es ist, als wenn du in eine vollkommen falsche Richtung läufst und plötzlich eine Schranke hinunterfährt, die dich zurechtweist und dir den richtigen Weg ebnet. Vielleicht ist es in einem Moment unangenehm zu hören, dass man falsch lag und sich und anderen seine Fehler eingestehen muss, aber es ist eben nur dieser Moment, den man durchleiden muss, um dann damit abzuschließen und es in Zukunft zu korrigieren.

Beim Lob ist es wiederum keine Schranke zum Zurechtweisen, sondern eher eine Fahrt. Auf der Fahrt wirst du von dem Zuspruch der Menschen genährt, immer schneller gemacht, nahezu beflügelt.

Du wirst zur Attraktion Flugzeug und willst immer höher, schneller, weiter hinaus - mehr Leistung, weil Passagiere dir gesagt haben, sie hätten dein Potential gesehen und dass du noch besser sein könntest, wenn du wolltest. Alle erwarten, dass du den Kurs ambitioniert hältst oder besser wirst, weil sie sich alle so gefreut haben, von Stolz erfüllt.

Wenn du aber plötzlich einen Fehler machst, der dich in die falsche Richtung lenkt, der dich nur leicht vom Kurs abbringt, prasseln die Erwartungen der Passagiere und die diesen zugrundeliegenden Enttäuschungen wie massive Hagelkörner auf dich ein, sodass du nicht nur von dem Wissen geplagt wirst, zu wenig erbracht zu haben, sondern selbst abstürzt und wie ein Teller auf dem Boden zerschellst.

Der Tadel greift dich nicht an, er korrigiert dich nur, er will dir helfen und bietet nahezu konstruktive Kritik. Das Lob aber greift dich persönlich an, indem es deine gescheiterten Erwartungen an dich in tiefe Selbstzweifel verwandelt.

Ich möchte mit dem Aussprechen gegen das Lob nicht sagen, dass mein Umfeld mich in irgendeiner Weise

mit ihren zu hohen Erwartungen unter Druck setzt, der mich zu Selbstzweifeln zwingt - das ist bei mir persönlich absolut nicht der Fall, schon gar nicht absichtlich. Wenn ich beispielsweise in der Schule gute Noten schreibe, freut sich meine Familie mit mir - oder für mich - und wenn ich sage, dass ich denke, eine Klausur völlig in den Sand gesetzt zu haben, würden sie mich nie tadeln oder mit offener Enttäuschung, sondern eher mit Aufmunterungsversuchen reagieren. Das liegt allerdings vielleicht zum Teil daran, dass bis jetzt immer noch etwas im Bereich des Guten herausgekommen ist, auch wenn ich es vorher anders angekündigt hatte. Aber allein die Angst davor, sie zu enttäuschen oder dass sie sich dann fragen, woran es lag, dass ich jetzt eine schlechtere Leistung erbracht habe, wenn ich irgendwann etwas mal nicht schaffe oder nicht gut löse, ist Grund genug, um immer wieder weiterzumachen und zu versuchen, stetig das Beste zu schaffen.

Aber selbst, wenn ich schlechte Leistungen erbringen würde, würden sie mir nicht ihre Enttäuschung auferlegen oder mich tadeln - nein, ich selbst würde wissen, dass sie es anders - besser - von mir gewohnt waren, so wie sie es vorher gelobt hatten. Mein Selbstbewusstsein würde anfangen zu bröckeln, erst ganz leicht, dann in kleinen Brocken. Wenn die Enttäuschung über mich selbst dann an mir kratzt und der Gedanke an Leute, die es besser von mir erwartet hätten, dann prescht es mit einem Meißel auf mein Selbstbewusstsein ein, bis es zu Staub zerfällt.

Wie schon erwähnt, der Tadel beschränkt sich auf einen einzelnen Moment, indem du einen Fehler begehst, dir diesen eingestehst und weiterleben kannst, nur eben mit der Möglichkeit, dich zu verbessern.

Das Lob hängt allerdings eng mit dem Willen zur Perfektion zusammen, der selten ein Glück ist, weil dir Leute immer sagen können: „Du machst das toll, mach weiter so.“ oder „Du bist so talentiert, nutze deine Talente, mach etwas aus dir.“ Und die Angst, nie genug zu sein, treibt einen immer weiter an, als würde man irgendwann ein Optimum, einen Grad der Vollkommenheit, im Leben erreichen. Das tut man natürlich nicht, denn der Mensch will immer mehr, als er hat - höher, schneller, weiter. Aber wann ist es eigentlich je genug? Wenn man in jeder Klausur eine eins schreibt? Einen 1,0er Durchschnitt im Abitur erreicht? Studieren geht? Erst wenn man einen Dokortitel erhält oder wenn man diesen mit

„Summa cum laude“ abschließt?

Was ich denke ist, dass der Wille des Menschen zur Perfektion nichts Schlechtes ist - es ist natürlich gut, über sich hinauswachsen zu wollen, seinen Horizont zu erweitern, hart zu arbeiten, damit man mit den Dingen belohnt wird, die man sich wünscht, aber es ist etwas Schlechtes, wenn man so für eine andere Person handelt, außer für sich selbst, wenn man aufgrund von Erwartungen anderer Entscheidungen trifft und man nicht glücklich ist, nur weil man lebt, um Erwartungen zu erfüllen, die einen im Endeffekt nur herunterziehen.

Deshalb sollte man versuchen, dem Lob immer noch etwas Positives abzugewinnen zu können, weil man sonst überhaupt keine Chance hat, glücklich zu werden.

Verrückt... am Ende herauszustellen, dass man das Lob - die vermeintliche Inkarnation von guten Gefühlen - verteidigen muss, um ihm noch etwas Gutes abzugewinnen, während der Tadel hingegen - naja, nicht direkt vernachlässigt, aber gegenüber dem Lob in den Hintergrund gestellt wurde. Die Zudringlichkeit, die im Lob liegt, habe ich mir jetzt vor Augen geführt und auf welche Weise ein Lob einen persönlich angreift und was für Folgen es mit sich bringt, ist für mich jetzt klar und deutlich.

Deutlich genug, um sagen zu können, dass ich bei dem Zitat „Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel“ keinen Klärungsbedarf mehr verspüre, außer zu sagen: Verurteile den Tadel nicht zu früh, er kann dir eher den richtigen Weg ebnet als das Lob, das dir durch die Erwartungen anderer zu viele Steine in den Weg legt.

Lasse dein Leben nicht allein durch die Zudringlichkeit, egal ob im Lob oder im Tadel, bestimmen.

Essay zum Thema

„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)

Anna Miller

Jahrgangsstufe EF

Gymnasium Canisianum Lüdinghausen

Betreuende Lehrerin: Christina Nünning

„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“
(Friedrich Nietzsche)

Der Verfasser dieses Zitates war Friedrich Nietzsche, ein Philologe. Er verfasste viele Zitate und Lebensweisheiten und dachte auch kritischer über unsere Gesellschaft, ihre Ansichten sowie ihre Moral, nach. In diesem seiner Zitate thematisiert er die Zudringlichkeit, die seiner Ansicht nach stärker im Lob als im Tadel vertreten ist. Was hat ihn wohl zu diesem Zitat angeregt? Was ging ihm durch den Kopf, als er es verfasste? War es spontan oder hatte er zuvor viel über dieses Thema nachgedacht? Diese Fragen werden heute nicht mehr beantwortet werden können. Doch die Frage, was könnte das Zitat bedeuten oder was soll durch dieses Zitat kritisiert werden, darüber kann jeder einzelne philosophieren. Ob es am Ende der Wahrheit entspricht, sei dahingestellt. Und wer entscheidet eigentlich, was wahr und was unwahr ist?

Um den Sinn des Zitates zu verstehen, könnte es helfen, die einzelnen Worte genauer zu beleuchten. So stellen, beim erstmaligen Lesen, schon die Worte Lob und Tadel einen klaren Kontrast dar. Mit Lob wird doch von den meisten eher etwas Positives und Freundliches verbunden und mit Tadel eher Kritik. Dazu kommt noch das Wort Zudringlichkeit. Naja, aber was bedeutet genau Zudringlichkeit? In diesem steckt das Wort Dringlichkeit, was ich eher mit etwas Stressigem und Strapaziösen verbinde. Ähnlichkeiten weist es außerdem auf mit dem Wort drängeln, das oft Eile oder antreiben von jemandem zur Folge hat. In Verbindung mit dem Wörtchen „zu“ erhält die Dringlichkeit ihre Richtung, ihren Adressaten oder ihre Adressatin. Der auserwählten Person gebührt die Ehre, diese Dringlichkeit zu erfahren. Oder etwas erreichen zu müssen?

Dem Zitat zufolge vermittelt Lob mehr Zudringlichkeit als Tadel. Doch bedeutet dies, dass ein Lob mehr

Zudringlichkeit an die gelobte Person überträgt als ein Tadel an die getadelte Person? Ist denn nicht ein Tadel als Meckerei und ähnlich einer mahnenden Kritik zu verstehen? Sollte nicht vielmehr die Konsequenz aus einem Tadel sein, dass die getadelte Person sich durch den Hinweis mehr bemüht und anstrengt? Ist ein Tadel nicht eine Bemängelung der erbrachten Leistung - und ein Lob eine Befürwortung und ein Kompliment für das Erreichte? Und sollte deshalb nicht eher die Person mit minderwertigeren Leistungen angetrieben werden? Rational betrachtet ergäbe das für mich erst einmal Sinn. Wenn man jedoch beobachtet, was Tadel bewirkt, zeigt sich allerdings selten, dass die Getadelten sich mehr anstrengen als zuvor. Dies soll weniger als abwertende Beurteilung, sondern vielmehr als neutrale Beobachtung aufgefasst werden. Durch einen Tadel kann kritisiert und vielleicht sogar vorgeführt werden, aber ansonsten bringt ein Tadel nicht viel. Dazu bedarf es dann schon einer vehementen Kritik, um auf weitreichenderen Ebenen im Menschen etwas bewirken zu können. Sicherlich, es gibt sensible und weniger sensible Personen, doch wenn man es von der Seite der angesprochenen Person aus interpretiert, ist ein Tadel doch zumeist weniger etwas Antreibendes. Im Gegenteil, ich glaube, einigen Menschen wird so endgültig die Lust genommen, weil sie durch die Bestätigung ihres Misserfolges demotiviert werden. Andere nehmen den Tadel vielleicht nicht mal ernst und lassen diesen deshalb nicht an sich heran.

Doch wie ist es mit einem Lob? Durch ein Lob werden wir ermutigt und bestärkt. Es gibt der gelobten Person ein gutes und innervierendes Gefühl, etwas zu können. Zudem ich halte es für möglich, dass ein Lob den Selbstwert steigert und wir uns dadurch bestätigt fühlen. Zunächst einmal nichts Negatives oder Bedrückendes, aber was passiert dann? Ich denke, so wie ich es auch schon häufig bemerken durfte, dann wollen die Personen den Zustand

halten. Werden Lob und Erfolg verglichen, fällt auf, sie hängen sehr nah beisammen. Oft wird gelobt, wenn jemand einen Erfolg verzeichnet hat, als Anerkennung für die erbrachte Leistung. Einen Erfolg möchte man in den meisten Fällen behalten und wenn ein Lob als Indikator oder sogar als Beweis für Erfolg und Leistung definiert wird, ist klar, ein Lob soll bleiben. Ich würde sagen, das führt dazu, dass sich Gelobte kontinuierlich anstrengen, um das Lob nicht zu verlieren oder schlimmer, eine Kritik für dieselbe zuvor eigentlich gelobte Leistung zu erhalten. Noch dazu ist oft der Drang da, der lobenden Person zu gefallen und sie nicht enttäuschen zu wollen. Einerseits finde ich, spielt es dabei eine Rolle, in welcher Beziehung die Person zu uns steht. Bei einer Person, die ich bewundere, ist der Wunsch, ihr zu gefallen, beispielsweise stärker ausgeprägt. Andererseits wird auch durch Formulierungen wie „Ich finde, dass ...“ oder „Ich bin froh, dich zu meinen fleißigsten Mitarbeitern zählen zu können“ dieses Gefühl verstärkt, sich mehr anstrengen zu müssen. Ich denke aus diesen und wahrscheinlich noch weiteren Faktoren resultiert unser Verhalten, wir treiben uns selbst an, um den Erwartungen der anderen gerecht zu werden.

Denke ich so darüber nach, was Lob auslöst, kann ich immer mehr nachvollziehen, was Nietzsche mit dem Zitat gemeint haben könnte. Durch Lob werden wir angespornt, wodurch wir uns mehr anstrengen, um weiter ausgezeichnete Leistungen zu erzielen. Das Hinterhältige an Lob ist nun, dass es sich uns leichter getarnt aufdrängen und manipulierend wirken kann, da wir eher dazu tendieren, es an uns heranzulassen als vergleichsweise Tadel. Es ist diffiziler ein Lob nicht anzunehmen, da es zunächst wie eine freundliche Botschaft zu sein scheint. Durch diese Botschaft erhält die gelobte Person ein Kompliment, das sich auf persönliche Fähigkeiten bezieht. Ein anderes Wort für Lob kann auch Würdigung oder Anerkennung sein. Ein Lob vermittelt also zunächst einmal, die andere Person hat mich wahrgenommen. Außerdem bewertet jene Person mein Verhalten positiv, würdigt es sogar und erkennt es an. So erhält der Gelobte eine positive Resonanz vom Lobenden und zumeist wird dadurch ein angenehmes und beglückendes Gefühl ausgelöst. Auch Stolz kann eine Folge von Lob sein. Vergegenwärtigt man sich diese Gefühlsregung, die durch ein Lob erzeugt wird, finde ich es verständlich, dass wir ein Lob annehmen. Anders als ein Tadel, welcher normalerweise keine positiven Gefühle auslöst, wird durch ein Lob erfreut

und bestärkt: durch die Anerkennung von persönlichen Leistungen. Aus diesem Grund, der nicht der einzige sein muss, denke ich, ein Lob nehmen wir uns mehr zu Herzen als einen Tadel.

Manchmal findet man, vielleicht auch zufällig, eine Muschel bei einem Tauchgang und in ihr eine schillernde Perle. Diese Perle ist so betörend, dass die Verlockung weitere Muscheln mit Perlen zu finden, die tauchende Person dazu verführt, nochmals zu tauchen und nach ähnlichen Muscheln zu suchen. Dabei strengt sich diese Person von Tauchgang zu Tauchgang mehr an, taucht länger und vergisst alles um sich herum. Geblendet von der Herrlichkeit, gibt es nur ein Ziel, so viele Muscheln mit Perlen zu finden wie möglich. Die Zeit oder weitere „Kosten“, wie, dass der Körper erschöpft wird, können dabei schnell in Vergessenheit geraten, der Fokus liegt nur auf der Gewinnung weiterer Perlen. Manche gehen so weit, dass sie ganz unten bleiben, aber wären sie jemals gefragt worden, ob ihr Verhalten angebracht ist, hätte man wahrscheinlich immer dieselbe Antwort bekommen. „Ja, natürlich, sieh dir doch nur diese Muschel an, in der eine schmeichelhafte Perle verborgen glitzert.“ Sicherlich wird nicht in jeder Muschel eine Perle zu finden sein, so kann nicht jede Muschel so viel geben wie die vorherige, aber woran soll das zuvor von außen erkennbar sein, ob es sich lohnt oder um vergeudete Zeit handelt dieser Muschel nachzujagen? Bevor die Muschel nicht durch viele Mühen geöffnet wurde, gibt es keine Gewissheit, was sich in ihrem Innersten verbirgt. Zu bedenken ist aus meiner Sicht zudem, dass - so glamourös die Perlen von außen auch sein mögen - ihr Wert nicht genauso reizvoll sein muss. Wer weiß schon, was diese Perlen mit sich bringen? Darüber hinaus sieht jeder die Perle anders. Für den Finder ist sie etwas Wundervolles, für den nächsten unverständlich und für einige auch beneidenswert. Welche Kosten fordert das Erzielen dieser Perlen und welchen Wert, welchen Nutzen haben sie letztendlich? Stehen Kosten und Nutzen in angemessener Relation? Wird einmal von den Kosten abgesehen, frage ich mich auch, ob es mir noch so viel Spaß machen würde, tauchen zu gehen? Wäre für mich das Finden einer Muschel und dann noch mit so einer eindrucksvollen Perle noch etwas Besonderes? Ich weiß nicht, wie lange es noch Euphorie in mir auslösen würde, so etwas zu entdecken, wenn ich es exzessiv zu erlangen versuchen würde.

Nach diesem kleinen Vergleich, der in Form der Per-

le zeigen soll, was Lob induzieren kann, möchte ich zum eigentlichen Gedanken zurückkommen, der Zudringlichkeit im Lob. Lob kann manipulativ eingesetzt werden, um Menschen gezielt anzuspornen, etwas Bestimmtes zu erreichen. Ich denke, ein Tadel kann niemals dieselbe Wirkung erzielen wie ein Lob, da er unter anderem die Erwartung des anderen an den Getadelten zu offen preisgibt und es für den Getadelten auch einfacher ist, den Tadel nicht anzunehmen. Für den Gelobten hingegen ist es schwieriger, ein Lob abzulehnen, da es innerlich auch hart sein kann, sich einzugestehen, dass der andere eigentlich die Absicht hat, einen selbst zu benutzen. So ist ein Lob für den Lobenden nur Mittel zum Zweck und der Erfolg des anderen fällt oft auf ihn selbst zurück und lässt ihn gut dastehen, ohne dass er sich dafür besonders verausgaben musste. Ich bemerke, dass ich bisher sehr viele Vermutungen und Behauptungen aufgestellt habe, die die negativen Facetten eines Lobes beleuchten. Dennoch ist ein Lob in unserer Gesellschaft mit etwas Positivem verbunden. Wie ist das möglich?

Nüchtern betrachtet, offenbart der Lobende durch ein Kompliment einen Teil seiner Meinung oder seiner Ansprüche. (Da stellt sich mir auch die Frage, wer gibt jemandem das Recht, meine Leistungen einfach zu bewerten? Allerdings machen die Menschen das, vermute ich, ständig ohne Aufforderung, nur meistens tragen sie es nicht laut vor, weshalb es nicht so auffällt.) Das bedeutet also, ein Lob ist eine Meinungsäußerung, die positiv zu sein scheint. Das Lob sollte zudem glaubwürdig formuliert sein, ansonsten würde es nicht angenommen werden. Daraus könnte zu schlussfolgern sein, dass an einem Lob doch etwas dran sein muss. Die Vorstellung, dass wir Menschen nur loben, um sie zu manipulieren, fände ich zudem ziemlich beunruhigend. Das Ziel jedes Einzelnen wäre nur, den anderen auszunutzen. Dies könnte ich auch nicht unter einer sozialen Gesellschaft verstehen. Ist es möglich, dass wir vielleicht auch oft loben, um anderen eine Freude zu machen? Um ihnen zu sagen, wir bewundern ihre Fähigkeiten und erkennen sie so an, wie sie sind? Ich meine, wenn ich eine Freundin für ihren schönen Hut lobe, welchen Nutzen habe ich davon? Vielleicht erhoffe ich mir dadurch auch ein Kompliment zu erhalten oder wünsche mir, dass sie mich mehr wertschätzt. Sicherlich, es gibt viele hinterlistige Gründe für ein solches Kompliment, aber so sind die meisten Menschen doch nicht? Wir stehen nicht in einem konsequenten Wettbewerb allein gegen den

Rest der Menschheit. Jedenfalls fände ich das äußerst bedauernswert. Deshalb kann ich auch nicht glauben, dass jedes Lob für manipulative Zwecke eingesetzt wird, sondern, dass auch die Möglichkeit einer freundlich gemeinten Äußerung besteht. Rational betrachtet kann jede Person selbst entscheiden, ob sie ein Lob annimmt oder es nicht an sich heranlässt. Jedoch möchte ich nicht behaupten, es wäre einfach, bewusst Einfluss darauf zu nehmen.

Ich denke, um mit Lob bewusst umgehen zu können, sollte zunächst einmal prinzipiell die Wirkung eines Lobes gekannt werden. Doch auch wenn man sich der manipulativen Wirkungsweise eines Lobes bewusst ist, kommen in einer realen Situation noch viele Aspekte und Hürden hinzu, die es zu beachten gibt. Zum einen ist dem Gelobten die manipulative Wirkung von Lob, in dem Moment des Lobens, zumeist nicht präsent. Erinnert der Gelobte sich doch, besteht oft eine weitere Schwierigkeit darin, zu entscheiden, welche Wirkung das Lob in dieser Situation erzielen soll, da es nun mal nicht möglich ist, die Gedanken des Lobenden zu lesen. Soll das Lob den Gelobten anspornen oder ist es nur höflich gemeint? Ich glaube ein Aspekt, der diese Entscheidung gewichtig erschwert, ist, dass die gelobte Person sich, wenn sie denkt, die andere Person sei mehr auf ihren eigenen Nutzen bedacht, gleichzeitig eingestehen muss, dass sie selbst manipuliert werden soll. Es ist bitter, sich selbst einzugestehen, dass eine Person, die man vielleicht sogar mag, einen selbst nur benutzen möchte, um für sich einen positiven Nutzen daraus ziehen zu können. Noch dazu können Selbstzweifel aufkommen, ob die erbrachte Leistung wirklich so großartig ist oder die lobende Person diese nur stark beschönigt hat. Es bedarf also nicht nur der Fähigkeit, die Situation, während des Lobes, zu erkennen, sondern auch der Eigenschaft, genügend Mut zu besitzen, ehrlich zu sich selbst zu sein. Ich denke, über das eigene Verhalten objektiv nachdenken und, darauf aufbauend, in einer realen Situation handeln zu können, ist eine Fähigkeit, die teilweise auch erlernt und verbessert werden kann. Demnach könnte ein erster Schritt sein, sich im Alltag öfter nach einem Gespräch bewusst zu machen, was und wie genau kommuniziert wurde. Wurde gelobt, könnte man sich selbst die Frage stellen, was die eigentlichen Absichten der lobenden Person sein könnten? Vielleicht ist es auch einfacher erst einmal von außen, als neutraler Beobachter, bei anderen zu bemerken, wie diese auf Lob reagieren.

Abschließend denke ich, es lässt sich sagen: Im Lob ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel, weil ein Lob durch die Anerkennung persönlicher Leistungen positive Gefühle hervorrufen kann, wodurch es viel eher angenommen wird. So drängt sich ein Lob der gelobten Person auf versteckte Art und Weise auf und kann bei dieser eine manipulative Wirkung erzeugen, die durchaus hinterlistig eingesetzt werden kann. Jedoch möchte ich gleichzeitig nicht jedem, der lobt, unterstellen, jemanden negativ manipulieren zu wollen. Deshalb halte ich es für eine adäquate Lösung zu sagen, ein Lob kann äußerst zudringlich sein und manipulieren wollen, doch die Entscheidung, inwieweit man das Lob annimmt, liegt bei jedem selbst. Hierbei ist nicht gesagt, dass es einfach wäre, den richtigen Umgang mit Lob zu erlernen, da durch ein Lob unser Selbstwert positiv berührt wird. Ich persönlich denke, ein selbstreflektiertes und ehrliches Verhalten, insbesondere zu sich selbst, ist in so einer Situation äußerst hilfreich.



Essay zum Thema

„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)

Joshua Sohl

Jahrgangsstufe Q1

Robert-Schuman-Europaschule Willich

Betreuender Lehrer: Herr Gerlach

Die Zudringlichkeit des Lobes Liegt Nietzsche richtig?

Der Mensch sieht sich kontinuierlich mit Bewertung konfrontiert. Jeden Tag muss sich jedes Individuum mit sich und seiner selbst auseinandersetzen – in gewisser Weise fängt das Beurteilen unseres Verhaltens bei uns selbst an. Schon nach dem Aufwachen, so könnte man behaupten, beginnt der Mensch damit, sich selbst zu bewerten. Genau hier, bei der Bewertung und Analyse der eigenen Taten durch andere oder sich selbst, kommen wir zu Lob und Tadel.

Lob und Tadel begleiten uns in unserem Leben scheinbar unausweichlich - man könnte meinen, die einzige Konstante bis zum Ende der Existenz selbst. Denn das menschliche Geschlecht ist in seiner Natur auf Bewertung konzentriert wie kein anderes Tier, das mir bekannt ist.

Lob und Tadel sind so präsent wie keine andere Instanz. Von klein auf sind Lob und Tadel immer vorhanden. Aller Anfang ist die Erziehung durch die Eltern – hier beginnt die Erfahrung mit Lob und Tadel. Lob bei Taten, die richtig sind, Tadel bei Taten, die falsch sind und gegen die gesellschaftlichen Normen verstoßen. Der Mensch lernt, so wie alle tierischen Lebewesen, aus Lob und Tadel. Man bringt dem unwissenden, neuen Leben bei, wie es sich zu verhalten hat – etwas vollkommen Natürliches.

Doch Lob und Tadel entweichen nicht dem Alltag nach Erreichen der Selbstständigkeit. Im Gegenteil: Mit zunehmendem Alter nehmen Lob und Tadel zu – nur auf eine andere Art und Weise. Sei es in der Schule, beim Studieren oder beim Arbeiten. Gute Arbeit wird gelobt und belohnt, schlechte Arbeit wird verurteilt. Sei es durch Noten oder durch Beförderungen und Degradierungen.

Damit der Mensch lernt, muss er bewertet werden. Doch wie wirken sich Lob und Tadel, vielleicht Bewertungen im Allgemeinen, auf den Menschen aus? Schon Nietzsche behauptete, „im Lobe [sei] mehr Zudringlichkeit als im Tadel“. Allein, dass dieses Zitat verschieden interpretiert wird, zeigt, wie relativ ein Mensch auf Bewertung blickt – wie subjektiv solch eine Bewertung wahrgenommen wird.

Während viele unter Zudringlichkeit etwas Positives verstehen, interpretieren andere wiederum jene Zudringlichkeit als eher aufdringlich. Wir sehen also – der Mensch nimmt Lob und Tadel gänzlich verschieden auf.

Zunächst ist es also von Bedeutung, sich verschiedene mögliche Reaktionen auf Lob – oder auf Tadel – anzusehen. Wie reagiert ein Mensch, wenn er mit Lob oder Tadel, vielleicht auch mit beidem, konfrontiert ist?

Nehmen wir an, wir loben eine Person aufgrund einer Tat, aufgrund einer Arbeit, die mit Perfektion erfüllt wurde. Die gelobte Person kann nun mit Freunden reagieren, glücklich sein – eventuell ermuntert sein, solche Taten, oder solch gute Arbeit zu wiederholen. Sie wird fröhlich sein, den Tag genießen können. Diese gegebene Reaktion, wohl gänzlich positiv, ist das, was wir Menschen als typische Reaktion auf Lob erwarten. Wir erwarten, dass die gelobte Person zufrieden ist. Wir erwarten, dass wir als lobende Person der gelobten Person einen Gefallen tun. Doch aus eigener Erfahrung lässt sich auch feststellen, dass jene Reaktion nicht immer das ist, was tatsächlich gefühlt wird.

Denn wenn wir nun mit einer positiven Geste Wertschätzung – in Form von Lob – gezeigt haben, so bedeutet dies nicht gleich Zufriedenheit. Manch einer lässt sich von Lob kaum beeindrucken, tut dieses als bloße Schmeichelei ab, wohingegen ein anderer

sich in die Enge gedrängt fühlen kann. Durch Lob, so kommen wir nun zur Zudringlichkeit, bewirken wir nicht nur Komplimente, sondern auch Stress. Wenn ich mich nun mit Lob konfrontiert sehe, dann weiß ich, dass die Erwartungen an meine Person gestiegen sind. Ich weiß, dass man nun mehr von mir erwartet oder erwarten kann. Natürlich kann man solch eine Steigerung der Erwartungen auch positiv interpretieren, da ich mich nun übertreffen muss, um erneut Lob zu erlangen.

Doch es gibt Persönlichkeiten, die sich nun gezwungen sehen, ein solches „Übertreffen“ des Selbst in die Tat umzusetzen, um den Anforderungen gerecht zu werden. Denn auch wenn durch Lob direkt keine Anforderungen gestellt werden, sind diese indirekt vorhanden. Gelobt wird nicht aus Lust und Freude, gelobt wird der Verbesserung wegen. Wenn gelobt wird, verfolgt man das Ziel, einer Person zu verdeutlichen, dass eine Tat oder eine Arbeit richtig war und dass man diese erneut sehen will.

Ist denn nun Lob zudringlicher als Tadel? Hierzu bedarf es wohl ebenfalls eines Blickes auf das Tadeln selbst. Denn, wie erwähnt, fallen auch hier die Reaktionen gänzlich verschieden aus. Zunächst, so würde wohl jeder behaupten, ist Tadeln um einiges unangenehmer als Lob. Auch wenn ich – vielleicht – durch Lob Stress erfahre, ist das Tadeln – das Gemüt betreffend – doch um einiges schmerzhafter. Tadeln ist eine Bestrafung für jeden. Tadeln schafft Angst, Druck und ein Gefühl von Reue, egal ob verdient oder nicht verdient.

Doch wenn auch der Mensch von solch negativen Gefühlen übermannt wird, so wird selbst das Tadeln unterschiedlich verarbeitet. Manche Persönlichkeiten sehen sich unbeeindruckt von Tadel, verarbeiten diesen gut oder tun ihn als gleichgültig ab, wohingegen andere Persönlichkeiten diesen Tadel als etwas Schreckliches wahrnehmen – etwas, das unbedingt bekämpft und vermieden werden muss. Wieder andere schlucken, ignorieren und verdrängen.

Es lässt sich also hieraus erkennen, dass Lob und Tadel subjektiv aufgenommen werden und gänzlich verschieden verarbeitet und interpretiert werden. Lob kann positiv verstanden werden, Lob kann als aufdringlich empfunden werden. Tadel kann ebenso verschieden verarbeitet werden. Die sogenannte „Zudringlichkeit“, die wir als Beigeschmack dessen, was wir Lob und Tadel nennen, haben, ist aufgrund

eben dieser subjektiven Sichtweise ebenfalls relativer Natur. Dennoch möchte ich Nietzsches Gedankengang nicht ausschließen. Für einen manchen liegt im Lob tatsächlich mehr Zudringlichkeit und im Tadel weniger derselben.

Doch wenn auch relativer Natur, Lob und Tadel sind in der Lage, jeden Menschen auf irgendeine mögliche Art und Weise zu beeinflussen. Besonders Lob, sei es auch noch so relativ, wird gerne genutzt, um einen Menschen zu lenken und zu beeinflussen. Man könnte fast behaupten, dass Lob und Tadel nicht nur lehren, bestrafen und belohnen, sondern auch manipulieren.

Ich lobe, um einen Menschen in die „richtige“ Richtung zu lenken, ich tadele, um einen Menschen von etwas abzuwenden – das „Falsche“ soll vermieden werden. Bestimme ich nicht auf diese Weise, in welche Richtung ein Mensch sich zu bewegen hat? Lobe ich nicht aus genau diesem Grund? Aus dem Grund, einem Menschen zu zeigen, wie er sich zu verhalten hat? Tadele ich nicht aus demselben Grund?

Natürlich lenken wir Menschen durch Lob und Tadel – das ist der primäre Zweck dieser beiden „Taten“. Doch, wenn wir durch Lob und Tadel lenken können, dann können wir auch den Weg einer Person bestimmen. Wir können Anreize schaffen, die einen Menschen dazu motivieren, eine Tat zu vollenden. Ganz dem Behaviorismus zufolge, wie er auch bei Tieren zutrifft, schaffen wir durch Lob Anreize, sogenannte Stimuli, die den Menschen in seinen Tätigkeiten beeinflussen. Ziehen wir zum Beispiel Bücher zum Management heran oder nehmen wir simple Artikel aus diesem Themenbereich, so wird schnell festzustellen sein: Die Zudringlichkeit des Lobes, die positive Seite wie die negative Seite, werden hier schnell deutlich. Durch Lob kann die Firma den Angestellten dahingehend steuern, wie er sich zu verhalten hat. Gewünschte Resultate werden gelobt, das Belohnungszentrum des Gehirns stimuliert, sodass das Individuum selbst eine solche Tat erneut durchführen will. Das Problem bei solch Praktiken ist jedoch die Tatsache, dass Lob selbst nicht ausschließlich der ehrliche Ausdruck von Wertschätzung ist. Zu einem gewissen Zeitpunkt wird selbst der letzte Angestellte bemerken, dass man ihn zu lenken versucht.

Kommen wir, im Zuge der Manipulation, auf den Beginn dieses Essays zurück, in welchem ich die Konzentration des Menschen auf Bewertung ansprach.

Wenn auch Bewertung sich nicht auf Lob und Tadel beschränkt, so ist in dem Terminus Bewertung dennoch immer ein Teil dessen, was wir Lob und Tadel nennen, inbegriffen. So kommen wir zur Natur des Menschen, die mir dadurch geprägt zu sein scheint, kontinuierlich zu kommentieren, was ihm gefällt und was ihm missfällt. Alles kann, so simpel nun in Form existierend, einen Menschen zur Bewertung, zu Lob und Tadel, ermuntern. Sei es eine Person mit „fragwürdiger“ Ästhetik – selbst in dieser Formulierung liegt eine Bewertung und ein gewisses Maß an Tadel – oder eine Person mit „falscher“ Ansicht und Ideologie. Selbst durch Lob im Gespräch bewerten wir und lenken. Hier im Positiven und doch vielleicht weitaus zudringlicher, da das gelobte Individuum sich eher geschmeichelt sieht. Nehmen wir an, eine Person erwähnt etwas, tut etwas, welches uns gefällt, so heben wir jenes durch positive Bewertung – anders durch Lob – hervor. Tadel und Lob können häufig in noch so kleinen Bemerkungen versteckt sein, um doch dem Gegenüber zu verdeutlichen, auf Ungunst gestoßen zu sein. Wir versuchen als Individuum unsere Ansicht des Richtigen umzusetzen – durch verstecktes Lob und Tadeln. Eine gewisse Hinterhältigkeit muss hier durchaus zugestanden werden.

Vielleicht, so ist es eine Erwägung wert, sollte der Mensch sich in manchen Situationen weniger auf die Bewertung anderer konzentrieren. Der berühmte französische Philosoph Michel de Montaigne,

Mitbegründer der Essayistik selbst, formulierte es einmal so: „Ich kümmere mich nicht so sehr darum, was für ein Mensch ich im Geiste anderer bin als darum, was für ein Mensch ich vor mir selbst bin.“. Denn so ist es. Manchmal sind Lob und Tadel, von wem auch immer kommend, nicht nachhaltig, nicht gut für das Individuum. Manchmal ist es für einen Menschen gut, mit sich und seiner Leistung, seinen Taten, im Einklang zu sein. Manchmal mögen andere unzufrieden sein, manchmal mögen die Anforderungen steigen, manchmal mag man getadelt werden, doch nie sollte man Tadel und Lob stur hinnehmen.

Ganz im Sinne von Montaigne und meinen Gedanken: Wenn auch manches zudringlich, aufdringlich und beeinflussend ist – verlassen sollte man sich auf sich selbst. Es gilt mit sich als Mensch zufrieden zu sein. Nicht ein anderer sollte über uns entscheiden. Wir selbst müssen mit uns im Reinen sein.

Nehmen wir diesen Wettbewerb selbst. Ich schreibe diesen Text, diesen Essay, nicht des Gewinns wegen. Ich schreibe nicht der Anerkennung wegen – wenn auch ein netter Beigeschmack – ich schreibe, um mein Werk zu teilen. Ich schreibe, weil ich weiß, dass solche Gedanken, wenn auch nur eine kleine Gruppe, anregen. Auch wenn ich nicht gewinne, so weiß ich: Ich habe etwas getan. Ich habe etwas geschrieben, auf das ich stolz sein kann.

Essays zum Thema

„Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)

Ella Diste
Albert-Schweitzer-Gymnasium Hürth

Zoe Hennemuth
Franziskus-Gymnasium Vossenack

Esther Kapusta
Städtisches Gymnasium Herzogenrath

Luka Tusanovic
CJD Gymnasium Versmold



Essay zum Thema

„Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)

Ella Diste

Jahrgangsstufe Q1

Albert-Schweitzer-Gymnasium Hürth

Betreuende Lehrerin: Frau Hadamczik

Lasset mich euch mitnehmen auf eine kleine Reise in meinen Kopf. Eine Reise zu meinem wahren Selbst, zur nackten Wahrheit, einer Reise reich an Emotionen: voller Freude, voller Angst, voller Trauer und voller Begeisterung. Tritt man ein in diese Welt, so erfährt man, was sich hinter den Kulissen abspielt. Dieser Anblick ist äußerst selten, ja man könnte sogar behaupten für Menschenseelen fast immer unsichtbar, denn er wird verdeckt durch die blickdichten Vorhänge unserer Bühne.

Das menschliche Gesicht als Bühne unserer eigenen Person? Eine abwegige Metapher oder doch eine treffende Beschreibung unserer Selbstdarstellung?

Das menschliche Gesicht besteht aus 50 Muskeln, ist Träger der Hauptsinnesorgane und dient unter anderem dem Zweck, anhand von nonverbaler Kommunikation unsere Gefühle und Emotionen weiterzuleiten. Gesichter sind von Grund auf gleich aufgebaut, und doch unterscheiden sie sich so sehr, dass der Mensch dazu in der Lage ist, sich solche einzuprägen und sie wiederzuerkennen. So faszinierend und minutiös die Anatomie des Gesichts auch ausgearbeitet sein mag, muss man sich trotzdem die Frage stellen, ob es in der Lage ist, die Breite an Emotionen, die wir fühlen, auszudrücken. Könnte man nicht die Behauptung aufstellen, dass Gefühle in ihrer Komplexität die Ausdrucksfähigkeit eines Gesichtes übertreffen und somit unser Selbst unvermeidlich verfälschen?

Kommen wir zurück zu unserer kleinen Reise: Mittlerweile seid ihr eingetreten in die Welt hinter den Kulissen. Ihr seht, wie das Skript geschrieben wird, wie Emotionen verarbeitet und verfälscht werden. Alles spielt sich in Zeitlupe ab. Mein Selbst gibt Anweisungen, schließlich tun wir doch genau dies jeden Tag, jede Minute, immer, wenn wir jemandem

gegenübertreten. Wir stellen uns selbst dar, denn unser Selbst ist Regisseur unseres Skriptes. Nur es vermag die Fäden zu ziehen, unsere Mimik wie eine Marionette zu dirigieren.

Ihr steht immer noch hinter den Vorhängen, ihr könnt sowohl auf die Bühne als auch hinter die Kulissen schauen. Das Stück beginnt: Die Scheinwerfer richten sich auf die Bühne, das Gesicht beginnt, Signale an mein Gegenüber zu senden. Es ist unterhaltsam mit anzusehen, besonders fällt jedoch auf, dass das Bühnenbild nicht immer mit der Wahrheit übereinstimmt. Das Selbst behält immer die Kontrolle. Doch auch die erprobtesten Regisseure, Bühnenbildner und Schauspieler sind nicht unfehlbar, könnte man asservieren. Ist somit ein Kontrollverlust nicht abzusehen?

Was ereignet sich, wenn die Fäden reißen, wenn Teile unserer Maske abbröckeln und sich das, was dahinterliegt, offenbart? Es kann durchaus geschehen, dass Emotionen ausbrechen, dass wir uns vor Lachen nicht mehr einkriegen oder vor Trauer Tränen unsere Wangen herabkullern. Meist versuchen wir diese Ausbrüche zu unterdrücken, den starken Gefühlen, die uns überrollen, keinen Raum zu schenken, sie nicht mit in unser Skript aufzunehmen. Doch sind es nicht genau jene Wogen an Emotionen, die unser Gesicht so unterhaltsam machen? Die es vermögen, unserem Gegenüber unsere intime Seite zu offenbaren und ihm anhand dessen das Gefühl zu vermitteln, uns wirklich zu kennen?

Kennen wir uns denn überhaupt, unser eigenes Selbst? Denn was geschieht, wenn wir alleine sind? Legen wir unsere Maske ab oder kontiniert das Stück auf unserer Bühne? Betrachtete man seine eigene Reflexion, so würde man sich selbst in einen Zuschauer verwandeln. Ist nicht gar die eigene Selbstdarstellung meistens für einen selbst gedacht? Im tiefen Inneren unserer Seele kennen wir natürlich unser wahres Ich, unsere wahren Ge-

fühle, und sind vertraut mit jedem noch so kleinen Detail, welches unser Selbst nicht mit in das Skript aufnahm. Jedoch sind es zwei Paar Schuhe, dieses Wissen irgendwo in dem Abgrund seines Inneren zu verstauen oder es anzunehmen. Das Stück anzuhalten und hinter die Kulissen zu blicken.

Mit zunehmendem Alter kann es sehr kraftaufreibend werden, seine Maske aufrecht zu erhalten. Die Bühne ist geprägt durch die vielen Vorführungen. Fältchen ziehen über die Stirn, an den Mundwinkeln und unter den Augen entlang. Ein älteres Gesicht erzählt meist mehr als ein jüngeres. Die verschiedenen Ausdrücke und Emotionen lassen sich nicht mehr ganz wegwischen. Und doch wird häufig gesagt, dass Kinder leichter zu durchschauen sind. Ist dies nicht paradox? Wie sie vor Erstaunen das erste Mal Schnee sehen oder sich ihr stundenlanges Schreien von einem auf den anderen Augenblick in ein Lachen verwandelt. Es erscheint immer so, als könne man direkt in ihre Seele gucken, als wüsste man genau, was sie fühlen. Über eine Erklärung lässt sich nur spekulieren. Kinder erlangen erst nach einer gewissen Zeit ihr Ich-Bewusstsein. Muss man daraus also konkludieren, dass in den ersten Monaten das Gesicht eines Babys nicht als Bühne, sondern als Spiegel fungiert? Ist bei ihnen also das Skript noch nicht geschrieben, sind die Fäden noch nicht gesponnen und das Bühnenbild noch nicht konstruiert – oder wissen selbst Babys ohne eigenes Ich-Bewusstsein instinktiv ihr Selbst auf ihrem Gesichte darzustellen?

Manchen Menschen missfällt die mit der Zeit abnehmende Neutralität ihres Gesichtes. Tag für Tag schauen sie in den Spiegel, nur um wieder ein neues Fältchen zu entdecken, welches sich über Nacht wie von Zauberhand in ihr Gesicht furchte. Sie zweifeln an sich selbst, darüber, wie Andere über sie denken, sie schämen sich und schließlich entscheiden sie sich dazu, ihrem Alterungsprozess entgegenzuwirken. Nun darf man dies nicht falsch verstehen, es

spricht keinesfalls etwas gegen eine solche Verjüngung, denn jeder ist schließlich Herr seines eigenen Körpers. Es scheint allerdings, als wäre dieser Drang, seiner Maske Permanenz zu schenken, eine Reflexion der immer wachsenden Bedeutung der Selbstdarstellung in unserer Gesellschaft. Ob der Griff zu Botox, Filler und anderen Verjüngungsmaßnahmen jedoch dem Gesicht seine einstige Neutralität zurückverleiht, dies ist diskussionswürdig, denn „[e]ine Maske verrät uns [meist] mehr als ein Gesicht“ (Wilde, Oskar (1889): Feder, Pinsel und Gift). Sie enthüllt, wer wir sein möchten, unsere Träume und Wünsche, wie wir nach außen hin zu wirken versuchen. Fertigt man eine aus Stein gemeißelte Maske an, radiert man somit nicht seine Geschichte aus? Die Jahre an Unterhaltung, die auf seiner Bühne stattfanden? Ist es nicht gerade jene Individualität, die ein Gesicht so unterhaltsam macht?

Versucht man, seine Vergangenheit nicht zu vertuschen, sondern sich diese zu eigen zu machen, so können Gesichter eine fesselnde Wirkung haben. Sie vermögen es, einen in den Bann zu ziehen. Diese Macht besitzt auch das Gesicht meiner Oma, einer Künstlerin, der wahrhaftig die Kreativität im Gesicht geschrieben steht. Oftmals erinnert sie mich daran, wie ich als Kind sagte: „Oma, weißt du was? Du hast die schönsten Falten der ganzen Welt!“ Ich denke auch heute noch, dass Falten Schönheit ausstrahlen, dass sie es sind, die einen klitzekleinen Blick hinter die Kulissen ermöglichen, dass sie die Vorhänge leicht anheben lassen und für einen kurzen Moment unser Selbst offenbaren. Denn sie zeigen, dass ein Mensch gelebt hat, dass er durch Wogen von Emotionen ging und dass seine Bühne bereits des Öfteren Schauplatz verschiedenster Stücke war. Ist dies nicht genau das, was man erreichen möchte? Dass man, wie meine Oma, alle mit einem verschmitzten Lächeln, strahlend blauen Augen, sogar seinen Falten verzaubern kann und mit seinem Gesicht wahrlich die unterhaltendste Fläche auf Erden darstellt.

Essay zum Thema

„Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)

Zoe Hennemuth
Jahrgangsstufe Q1
Franziskus-Gymnasium Vossenack
Betreuende Lehrerin: Frau Peukert

Während dieser Pandemie habe ich einige neue Leute kennengelernt und zunächst bemerkte ich nichts Ungewöhnliches an ihnen. Als einer von ihnen zum ersten Mal in meiner Gegenwart die Maske abnahm begriff ich, dass mir natürlich die untere Hälfte ihrer Gesichter gefehlt hatte. Allerdings kann ich von einem seltsamen Phänomen berichten: Das Gesicht der Person sah falsch aus. Ich hatte mir nämlich, ohne es zu bemerken, selbst eine untere Hälfte zu der oberen ausgedacht und meinen eigenen Verstand derartig ausgetrickst, dass nun das echte Gesicht der Person merkwürdig erschien. Zum Glück scheint dieses „Falsches-Gesicht-Phänomen“ nach einer Weile nachzulassen, doch wie kommt es, dass mein Gehirn sich nicht mit einer Gesichtshälfte zufriedengibt? Tatsächlich will es zu jedem Menschen ein Gesicht haben, jede Figur aus einem Buch hat wenigstens die vage Idee eines Gesichts und egal wie oft ich mir sage, dass es nur ein blödes Klischee ist: Gott bleibt ein alter Mann mit Rauschbart, was soll man machen?

All diese Beobachtungen geben Grund zur Annahme, dass der Wissenschaftler und Schriftsteller Georg Christoph Lichtenberg mit seinem Zitat „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht“ durchaus recht haben könnte. Um dies näher zu betrachten, wären Definitionen vielleicht hilfreich. Das Gesicht ist meist die Fläche an der Vorderseite unseres Schädels, da bin ich mir ziemlich sicher. Mit „unterhaltend“ wird es schon schwieriger, was ist Unterhaltung? Es könnte etwas sein, das dem Betrachter Freude bereitet, doch dann hätten die alten Griechen sich die Erfindung der Tragödie sparen können oder wir würden in einer Gesellschaft von Sadisten leben. Daher ist Unterhaltung eher etwas, das Emotionen im Betrachter hervorruft, egal welcher Art.

Nach dieser Definition ist das Gesicht extrem

unterhaltend, nichts bringt einfacher Emotionen zum Vorschein. Der Grund hierfür ist, dass unsere Mimik eine universelle Sprache ist. Jeder Mensch versteht, was eine Filmfigur fühlt, wenn er sie auf der Leinwand sieht, deswegen funktionieren Filme als Unterhaltungsmedien. Die Feinheiten unserer Mimik, die wir unterbewusst auffangen und deuten, ohne sie überhaupt nennen zu können, sind faszinierend. Die Verbindung zwischen Gesichtsausdruck und Gefühl ist einer der Hauptgründe, warum wir Empathie verspüren. Und wenn jemand diese universelle Sprache nicht spricht, ist es meist viel schwieriger für denjenigen, in unserer Gesellschaft zu navigieren, die auf sozialen Interaktionen aufbaut. Es ist schwer, andere wirklich zu verstehen, wenn wir ihre aufschlussreichste Art der Kommunikation nicht deuten können. Mimik zu verstehen will gelernt sein. Ein Aspekt, der Wissenschaftlern in der Pandemie Sorgen bereitet: Kinder, die sich noch nicht lange mit dem Studium des menschlichen Gesichts befassen, wachsen umgeben von halben Gesichtern auf. Ob sie sich genau wie ich schon eine untere Hälfte dazu denken können, ist fraglich.

Die Mimik ist nicht nur die aufschlussreichste, sondern auch die ehrlichste Methode der Kommunikation. Studien beweisen, dass niemand sein Gesicht ganz unter Kontrolle hat, vermutlich nicht mal ein Poker-Weltmeister. Denn unter unserer Haut gibt es, auch wenn wir uns die größte Mühe geben, kleinste Muskelbewegungen, die einem Experten unsere wahren Gefühle enthüllen. So sagt ein Gesicht unglaublich viel über einen Menschen aus, und nicht nur über seine Gefühle in diesem Augenblick: Jedes Gesicht erzählt eine Geschichte. Falten an den Augen führen Buch über jedes Lachen unseres Lebens, der Zustand unserer Haut verrät peinlich genau wie wir uns ernähren und verräterische Augenringe schreien noch unter dem Make-Up wie verdammt müde wir gerade sind. Auch unsere Her-

kunft hat meist in unserem Gesicht mitgemischt, verschiedene Nasen- und Augenformen, sowie die Hautfarbe, sind oft typisch für die Region, aus der wir stammen. Reste unserer Geschichten können unter Umständen noch nach tausenden von Jahren von unseren Schädeln erzählt werden.

Anhänger der Physiognomik glauben sogar, das Äußere des Körpers und vor allem das Gesicht könnten Rückschlüsse auf seelische Eigenschaften eines Menschen zulassen. So glaubte der Hauptvertreter der Physiognomik in der Zeit der Aufklärung, Johann Caspar Lavater, dass er von der Form des Schädels eindeutig auf den Charakter eines Menschen schließen könne. Interessant also, dass sich eine der berühmten Streitschriften Lichtenbergs, von dessen Zitat dieser Gedankenspaaziergang ausgeht, gegen ebenjenes Lavater und seine Physiognomik richtet. Würde es das Gesicht nicht ungemein unterhaltend machen, wenn man den Charakter des Gegenübers daraus ablesen könnte?

Abgesehen von den wissenschaftlichen Gründen, die Lichtenberg für seine Kritik an Lavater hatte, trifft auch seine Aussage immer noch zu. Würde man nämlich den Charakter eines Menschen kennen, hätte man ihn durchschaut. Was ist langweiliger als ein Buch, dessen Plot man schon nach einem Blick auf den Einband voraussagen kann? Was ist langweiliger als ein Gesicht, das immer genau die Emotionen zeigt, die wir erwarten? Damit es also die unterhaltendste Fläche für uns bleibt, sollten wir es niemals ganz durchschauen können. Und Lichtenberg, der Wissenschaftler, der immer versucht, alles zu durchschauen und die Natur selbst zu erklären, hat begriffen, dass das Gesicht immer Geheimnisse und Überraschungen bergen wird, genau deswegen ist seine Aussage so zutreffend.

Wir bringen unser ganzes Leben damit zu, Gesichter zu studieren, zur Kommunikation, um ihre Geschichten zu sehen, um unterhalten zu werden. Deswegen ist es nicht verwunderlich, dass wir sie gut kennen. Tatsächlich fallen kleinste Fehler sofort auf, jemand, der gerne zeichnet, kennt sicher die tiefe Verzweiflung, die durch die Zeichnung eines Gesichts ausgelöst wird, welches keine offensichtlichen anatomischen Fehler hat und dennoch für unser Auge wie Müll aussieht. Auch Künstler anderer Art haben damit zu kämpfen, 3D-Modelle für Videospiele oder CGI-Effekte für Filme versuchen oft, so nah wie möglich an einen echten Menschen heran

zu kommen. Leider gilt hier das Sprichwort „Knapp daneben ist auch vorbei“ ganz besonders, denn die fast richtigen Gesichter sehen für uns meist sehr gruselig aus, fallen in den Bereich der „uncanny valley“, ein Begriff für alles, was fast richtig und deswegen umso falscher ist. Es lässt sich beobachten, dass unsere Akzeptanz für menschenähnliche Dinge mit ihrer Ähnlichkeit zu uns steigt, doch kurz bevor sie uns gänzlich ähnlich sind, gibt es einen extremen Abfall der Vertrautheit, dieser Bereich ist die uncanny valley, passender Weise zu Deutsch „Gruselgraben“ genannt. Auch humanoide Roboter landen eigentlich immer in der uncanny valley. Einen der besten menschen-imitierenden Roboter namens „Ameca“ von Engineered Arts kann man auf YouTube beim Lachen oder Interagieren beobachten, und die Illusion ist extrem gut. Doch trotzdem ist sie nicht perfekt, auch wenn ich nicht sagen könnte, woran es scheitert.

Gleichzeitig sind die Grundstrukturen eines Gesichts in nahezu allem wiederzufinden und wir sehen sie überall, in den einfachsten Dingen (Ich demonstriere: o_o und auch :D). Wir sind also ständig auf der Suche nach Unterhaltung, nach Menschlichkeit.

Bei der Auswahl der Gesichter, die wir sehen wollen, sind wir sehr kritisch. Unsere Schönheitsstandards wandeln sich in immer schnellerem Tempo und sind zum Teil unerreichbar. Und obwohl wir so gut darin sind, Roboter, die uns imitieren, zu entlarven, entgehen uns oft Gesichter verändernde Filter. In Zeiten von Social Media sind wir also umgeben von verbesserten Gesichtern, was erwiesenermaßen negative Auswirkungen auf das Selbstbewusstsein von vor allem jüngeren Menschen hat. Die Verfälschung von Gesichtern kann richtig gefährliche Konsequenzen haben, führt bei Zuschauern zu Selbstzweifeln und bei den „Postenden“ in extremen Fällen zu Wahnvorstellungen in Form von dysmorphischen Störungen, wenn sie davon überzeugt sind, tatsächlich so auszusehen wie in den Bildern - oder Fehler im Spiegel sehen, die gar nicht da sind. Erneut schafft es unser Gehirn also, sich selbst zu überlisten, um ein Gesicht zu verändern, zu verbessern oder zu vervollständigen.

Und diese Feststellung führt uns zur negativen Seite von Unterhaltung durch Gesichter: Wenn sie auf Unterhaltung reduziert werden und auf dieses Ziel ausgelegt optimiert werden sollen. Gesichter wer-

den verändert, um attraktiver zu sein, Emotionen werden von Influencern gespielt oder im Reality-TV provoziert, um Drama zu erzeugen und mehr Reaktionen, mehr Profit zu erreichen. Wie mit fast allem haben wir es geschafft, das Gesicht zu vermarkten.

Doch wie aus allen vorigen Argumenten hervorgeht, ist es nicht wirklich das Gesicht selbst als materielle Fläche aus Haut, die uns unterhält, sondern die Menschlichkeit und Emotion, die dahinterstecken und durch das Gesicht zum Ausdruck kommen. Also muss ich Lichtenberg trotz allem widersprechen, denn das Gesicht ist nur der Bote und nicht der Absender. Deswegen können Emotion und Unterhaltung auch auf ganz andere Weise transportiert werden, durch Klang oder Farben, die nichts

mit einem menschlichen Gesicht zu tun haben. Und wenn wir das Gesicht auf die bloße Fläche reduzieren, wird es nicht denselben Effekt haben.

Vielleicht ist es genau das, was manchen Zeichnungen und allen Robotern fehlt: Selbst, wenn wir die Oberfläche perfekt replizieren können, muss dahinter noch die Andeutung einer Seele sein, um dasselbe wie ein echtes Gesicht zu transportieren. Die Illusion einer Seele klingt wie etwas, das schwierig herzustellen ist. Beim Zeichnen sollten wir deshalb einfach aufs Beste hoffen und die Roboter werden vermutlich noch lange in der uncanny valley landen. Doch das ist kein Grund zur Trauer, denn mit der Erkenntnis, dass das Innere noch immer wichtiger ist als das Äußere, bin ich ziemlich zufrieden.

Essay zum Thema

„Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)

Esther Kapusta

Jahrgangsstufe Q1

Städtisches Gymnasium Herzogenrath

Betreuender Lehrer: Herr Drossart

Über die Zeit hat sich eine Art idealer Mensch, natürlich abhängig von den jeweiligen kulturellen Umständen - gehen wir hier von denen des Westens aus - gebildet. Er urteilt nicht, er ist souverän. Er ist unvoreingenommen, denn jeder ist gleich. Toleranz, Akzeptanz. Es sind Werte, die zu Idealen werden, nicht unbedingt gesellschaftlich, sondern in erster Linie ein Ideal, vor welches wir uns selbst stellen; um uns unsere Kompetenz und Menschlichkeit zu beweisen. Ich möchte hier keinesfalls in eine kritisierende oder gar negative Haltung verfallen; es ist gut und wichtig, dass wir Menschen an den genannten Aspekten arbeiten. Es ist bloß eine andere Seite, welche ich beleuchten will.

Wir Menschen scheinen oft das Tier, welches einen wesentlichen Teil von uns einnimmt, nicht gerne zu sehen. Gewiss verständlich - unser herausragendes Bewusstsein, Kompetenzen, die kein anderes Lebewesen so aufweisen kann wie wir, rationales Denken, all diese Dinge machen uns zum Menschen und beweisen unsere Exzellenz und präzise Selbstkontrolle. Wir sind keine Tiere und können folglich unsere Verhaltensweisen und Einflüsse regulieren, kontrollieren, nachvollziehen..., ist dem wirklich so?

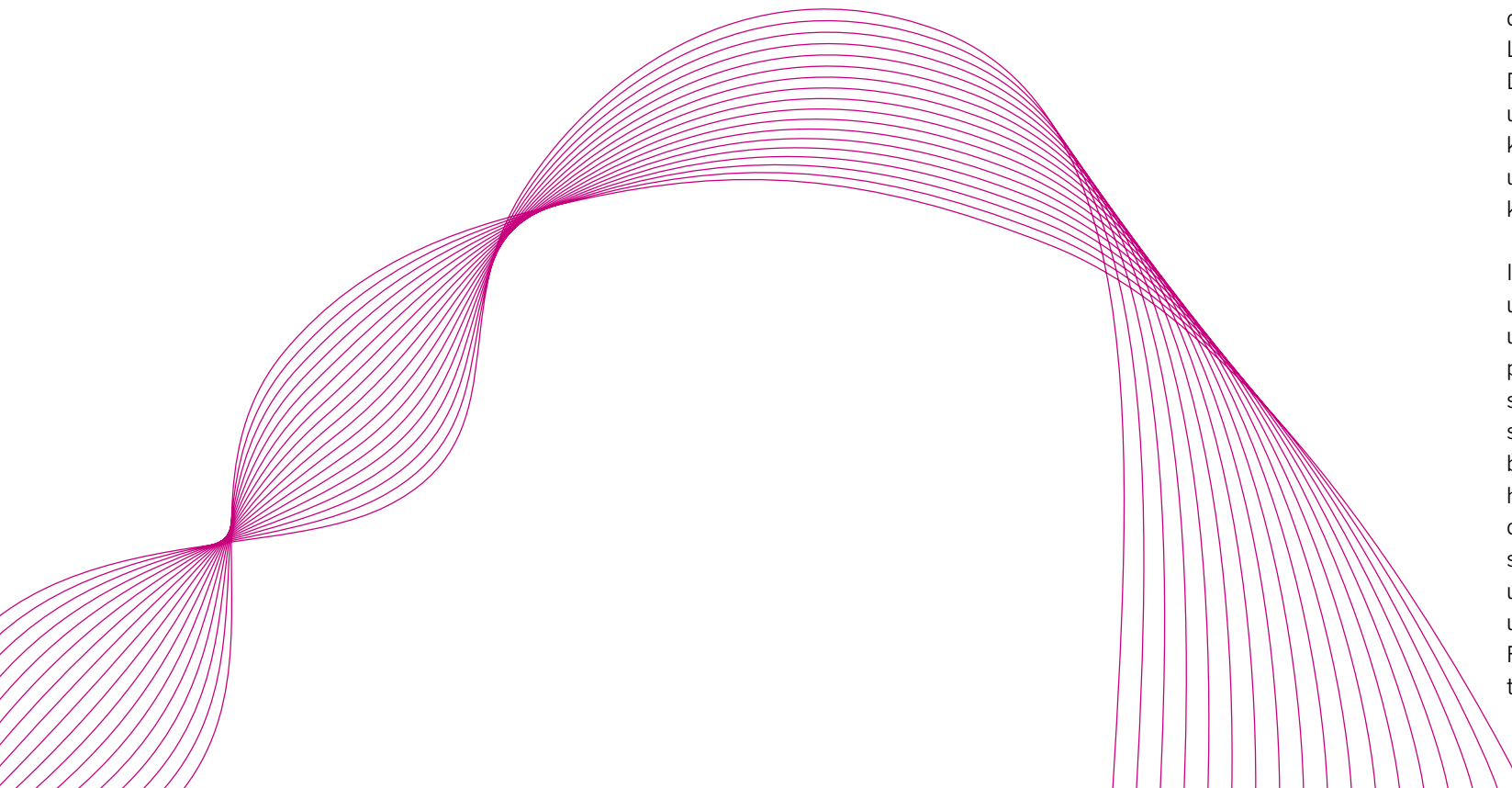
Ich denke, oft vergessen wir, dass unsere Instinkte, unser Unterbewusstsein, gar die Einstellungen, die unserem humanen Wesen schon bei seiner Geburt programmiert sind, Glieder unserer Existenz darstellen, denen wir nicht entweichen können. Sie sind da, ohne dass wir uns für sie entschieden haben und doch bestimmen sie zum Teil unsere Verhaltensweisen, ja, fast wie bei einem Tier, welches den Gerüchen folgt, die ihm angenehm sind, ohne sich darüber bewusst zu sein. Und so mögen wir es, unser Selbst auf eine Weise darzustellen, welche unsere enorme Autonomie, Selbstbestimmtheit, Freiheit mit schönen bunten Lichtern beleuchtet und schmückt. Zu zeigen, was uns zu dem

revolutionären Wesen macht, was sich dem Tier so sehr unterscheidet und offensichtlich zu viel mehr fähig ist.

In Vergessenheit ist geraten, wie oft wir doch auf unsere Instinkte und Sinne angewiesen sind; nicht nur im Lichte des Überlebens, sondern auch in dem des menschlichen Austausches, in unseren Interaktionen und unserem Verhalten. Ich denke, es ist weniger verwerflich, als dieser Satz für viele zu klingen vermag, denn ich wage zu behaupten, dass dies in unserer Natur liegt. Wir schauen einen Menschen an und anfangs bleibt unser Blick beim Äußeren. Es erzählt uns viel und wir synthetisieren unser Urteil, unsere Meinung, unser Bild. Es ist ein wenig, als läse man ein Buch und notierte den Inhalt; die Wörter und das Blatt, auf dem sie gedruckt sind, scheinen so monoton und physisch, doch erzählen sie oft von bunten und lebendigen Farben. Ich denke, so ist es auch beim Menschen, er erzählt häufig, ohne den Mund öffnen zu müssen. Dabei spielt das Gesicht eindeutig eine der größten Rollen; allein die Augen sind es, welche in ihm liegen, die das erste sind, was wir anschauen, wenn wir unser Gegenüber wahrnehmen beziehungsweise betrachten.

Das Gesicht lässt sich wahrhaftig lesen und anhand seiner Äußerlichkeiten deuten, wie es auch andere Lehren, beispielsweise die des Händelebens bereits in ferner Vergangenheit im Laufe der Geschichte entwickelt und verbreitet haben. Die Physiognomik ist jedoch kein Thema, auf welches ich genauer eingehen werde, wenn ich nun von dem menschlichen Gesicht schreibe.

Das Gesicht einer Person, was genau stellt es für uns dar? Mein Gesicht, bin das ich? Genauso wie mein Name, beschreibt dieser mich nicht - sondern dient lediglich als eine Etikette für meine Existenz? Oder ist diese biologisch vorteilhafte Anordnung



von Sinnesorganen nicht mehr als ebendiese? Erzählt es von Essenzen von Gemütern, Wahrheit und Wesen?

Ich sehe das Gesicht als eine Bühne, auf der wir das Selbst aufführen. Eine der Formen unseres körperlichen Ausdrucks, welcher dafür keine Aktivität erfordert, sondern offenbart und erklärt. Und erstaunlicherweise schwebt das Gesicht offensichtlich auf der grobstofflichen Ebene, die Nachrichten, die es vermittelt, gehen jedoch auf die feinstoffliche über. Angefangen auf der visuellen Ebene: wir erkennen eine Hautfarbe, Gesichtszüge und -formen wie auch ihre Anordnung beziehungsweise Symmetrie oder Asymmetrie sowie Haar- und Augenfarben, die uns kulturelle Hintergründe erklären. Damit einher geht eine subjektive Betrachtung und Bewertung: hässlich, schön, vielleicht bin ich Rassist und kategorisiere oder habe Vorlieben und favorisiere. Die Anatomie des Gesichts ist hier jedoch bei weitem nicht alles. Wenn wir nämlich keine Leiche sind und somit unser Gesicht in Aktion ist, nimmt es Formen und Ausdrücke an. Mimik und ferner auch Gestik kommunizieren nonverbal und stellen so eine zwischenmenschliche Verständigung dar; Sympathie oder Antipathie, Vertrauen und Misstrauen werden vermittelt. Dabei spielt es nicht einmal zwangsläufig eine Rolle, ob das in dem Moment vom Gesichtsinhaber Gesagte mit der Mimik und ihrer Aussage übereinstimmt oder nicht. Das bedeutet, das Gesicht kann verraten, es ist nicht ganz unser und zeigt oft mehr, als wir wollen. Der Mentalismus erlaubt dieses Durchschauen mit ein wenig Übung und Erfahrung und so ist das Gesicht der meisten unter dem Blick eines Mentalisten eine direkte Aussage über den jetzigen Zustand dieser Person im Hinblick auf seine mentale Lage; ohne Rücksicht darauf, ob man diese persönlichen Informationen überhaupt zur Kenntnis geben will! Besonders zeigt unser Angesicht dann mehr, als wir wollen, wenn wir auf das Gegenteil streben.

Mit der bewussten Kontrolle dieses Ausdrucks repräsentieren und bewahren wir unsere Persona; das Gesicht zeigt Expression und zeigt Geschichte, kann lügen und verbergen und lernt durch leben, wie es sich zu zeigen hat und will. Unser Blick, unsere Stimme zeigen Nähe oder auch Distanz.

Dieser Aspekt hat meines Erachtens ebenfalls einen großen Einfluss in der Entwicklung des Menschen im Kindesalter. Man lernt das Lesen der Mimik sei-

ner umgebenden Menschen und erstellt somit ein Erfassen von Grundlagen des Austausches mit anderen Individuen, Verständnis und Entzifferung von Zeichen, die darüber informieren. Ein Hilfsmittel zur Orientierung zwischen all den Menschen, denen wir tagtäglich begegnen und mit denen wir in Interaktion treten. Entnimmt man den vollen Zugriff auf das visuelle Verfügen anderer Gesichter, kann dies intensive Folgen mit sich bringen. Ein sehr aktuelles Beispiel sind die Masken, welche infolge der Corona Pandemie verpflichtend in öffentlichen Räumen und teilweise auch darüber hinaus getragen werden müssen; mittlerweile seit einem Zeitraum von über zwei Jahren. In dieser Zeit ist die Fähigkeit zum Lesen der Mimik von Anderen, bedingt durch das Tragen der Maske und somit der Verdeckung des Mund- und Nasenbereiches, beeinträchtigt worden. Studien berichten ebenfalls von psychischen Symptomen wie Ängsten oder Stresserleben sowie Konzentrations- und Lernschwierigkeiten. Dies zeigt also sehr realitätsnah, wie wichtig das Gesicht anderer für uns Menschen ist.

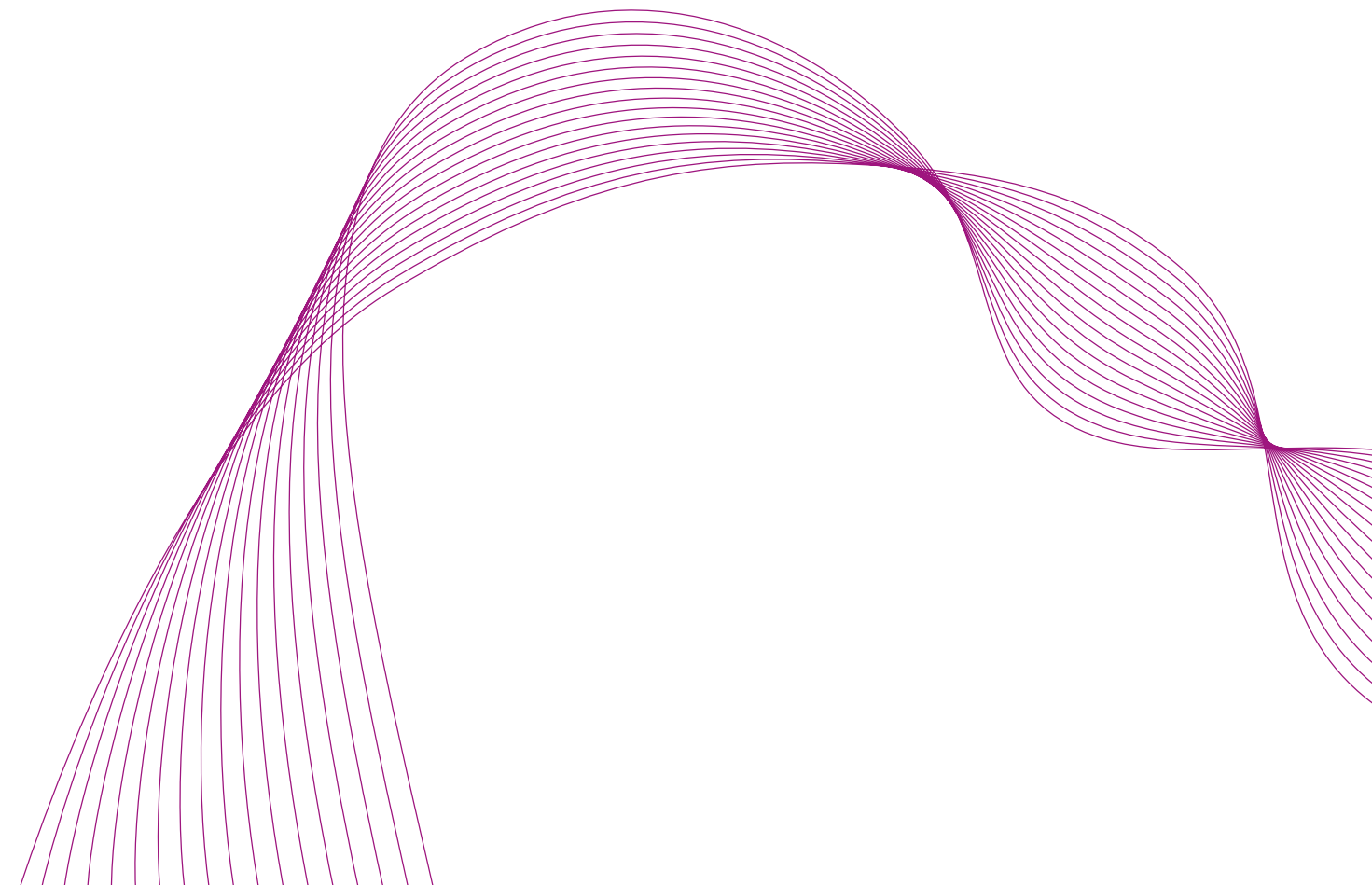
Doch ist das Gesicht nicht bloß ein Träger von Bedeutung und Vermittlung, sondern auch eine Fläche für Unterhaltung; Kunst, Theater, die Maske – sie gehen mit der Entwicklung des Gesichtes einher. Die Bemalung des Gesichtes, beispielsweise, abgesehen von ihren weit zurückliegenden kulturellen Wurzeln, ermöglicht eine von Grund auf neue, temporäre Auffassung von dem Ich. Gesichtszüge lassen sich ändern, Fantasie nimmt ihren Lauf, Personä werden getauscht und eingenommen. Dies macht uns so Spaß, wie verkleiden es tut: wir haben die Möglichkeit, Facetten zu erproben, welche wir im Alltag zu wenig oder aus verschiedenen Gründen gar nicht ausleben können. Eben weil unser Gesicht, wie bereits erwähnt, unsere Schauffläche ist, unterhält es uns selbst enorm, verschiedene Formen und Ausdrücke anzunehmen. Unsere gewohnte Geschichte wird zu einer neuen und wir finden Spaß und Begeisterung an der Abwechslung. So ermöglicht auch das Theater eine nicht an den Schauspieler angebundene Rollenübernahme, der Schauspieler erzählt nicht von sich, sondern modifiziert sich auf solch eine Art, die ihn von der gewünschten Rolle erzählen lässt. Unsere Fantasie ist häufig die größte Unterhaltung liefernde Einheit und in solchen Formen nimmt sie ihren Lauf. Wir gehen in den Zirkus, um uns weinende Clowns anzuschauen und auch in Zeiten von Königen hatten diese auffällig bemalte und bekleidete Narren auf ihrem Hofe, zum Zwecke

der Unterhaltung. Doch ich denke, es gibt noch weitere Gründe für die Größe der Unterhaltung, die wir ausgerechnet im Gesicht des Menschen finden.

Wie Sartre in seinem Theaterstück „Huis Clos“ deutlich macht, stellen die Menschen, mit denen wir in Kontakt treten, unseren Kontaktkreis, ein Abbild von uns selbst dar. Durch sie können wir uns sehen und verstehen, wer wir sind, wer wir eigentlich sein wollen. Ohne den Kontrast der Liebe einer Person können wir den Zorn in uns oft nicht wahrhaben, ja, in unserer Selbsterkenntnis durch andere lassen sich gewiss dualistische Elemente finden. So sehen wir uns selbst also im Gesicht anderer. Ziehen wir nun einen weiteren Aspekt über den Menschen hinzu: in der Regel interessiert man sich viel mehr für einen selbst als für andere. Man redet gerne über sich, mag es, wenn man das Subjekt eines Gespräches ist und handelt generell natürlicherweise nach

seinem und seltener nach dem Willen anderer. Wir stehen für uns selbst also meist an erster Stelle und wollen demnach viel von uns hören und wissen! Manchmal kann dies sogar zu einer Form von Besessenheit werden! Sehen wir uns selbst also in dem Gesicht anderer und sind wir von uns selbst im Normalfall stark angetan und unterhalten, schließt sich aus der Fläche des Gesichts eine große Form von Unterhaltung. Wir vergleichen und parallelisieren stets mit unserem eigenen Gesicht und eigenem Interesse im Zusammenhang - und finden durch den Anblick anderer viel über uns selbst heraus.

Wann immer wir in das Gesicht eines anderen blicken, sehen wir das gleiche wie in unserem. Es verfügt über dieselben Glieder, Eigenschaften, Funktionen. Und doch ist es nicht ganz genau dasselbe, wir sehen, dass wir Menschen gleich, dennoch ausgesprochen anders sind.



Essay zum Thema

„Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)

Luka Tusanovic

Jahrgangsstufe Q1

CJD Gymnasium Versmold

Betreuende Lehrerin: Kerstin Becker

Vom kollektiven Gesichtsverlust – das Ich-Korsett

Dienstag, 19. April 2022, Düsseldorf. Ich befand mich in der U-Bahn in Richtung der Steinstraße/Königsallee – Station, an der ich plante, auszusteigen. Als Dörfner finde ich nicht die Städte selbst einschließlich ihrer Architektur, Attraktionen und Größendimensionen interessant, sondern das, was sie zu jenen macht. Nicht eine Stadt macht eine Stadt; die in ihr Lebenden lassen Gebäudekomplexe, öffentliche Verkehrsmittel und Einkaufsmöglichkeiten zu einer Stadt erwachsen. Mein Verständnis einer Stadt umfasst also nicht nur das Glas oder das darin befindliche Wasser, sondern die Adhäsionskräfte, die zwischen Glaswand und Wasser wirken. Bei einer Städtebesichtigung betrachte ich daher sowohl das Gefäß, die Stadt selbst, als auch die Menschen. Aber ich beobachte nicht ihre Oberfläche, stattdessen versuche ich die Adhäsionskräfte der Lebenswirklichkeit zu verstehen und damit die Gedanken und Gefühle der Menschen in ihrer Wirklichkeit. Zwangsläufig verfallen meine Augen dabei den Gesichtern, die, wenn auch ungewollt und zum Leidwesen des jeweiligen Besitzers, eine Geschichte erzählen. Ich erinnere mich an das schreiende Kind, dessen Gesicht rot anlief und damit den Wunsch nach den Armen seiner Mutter äußerte, derweil der Vater des Kindes ein wenig unbeholfen und auch von Scham gezeichnet in aller Mühe versuchte, das Kind ins Schweigen zu wiegen. Mir gegenüber saß eine hochkonzentrierte, aber zugleich völlig überarbeitete Frau, die fleißig tippte, indessen ihre Augen vor Ermüdung zuckten. Aber jene Ehrlichkeit verstummte, als ich die Einkaufsstraße erreichte. Sonnenbrille, Maske, Hut. Wie unlesbare Buchseiten erschien mir eine ältere Frau mit augenscheinlich viel Botox im Gesicht. Keine Ermüdung, keine Sehnsucht, keine Scham, einfach nichts entnahm ich ihrem Gesicht. Sie trug eine Geschichte mit sich, ohne sie der Welt zu erzählen. Warum?

Die Angst vor der Authentizität ist vor dem Hintergrund einer urteilenden und verurteilenden Gesellschaft zum modernen Phänomen avanciert. Wie zeichnet sich diese Maskierung aus? Dieser Essay wird die Rolle des Gesichts in der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts demaskieren.

Der Kosmetikmarkt stellt eine globale, höchst lukrative, mit der Tendenz wachsende Branche dar, die unter anderem Make-Up-Produkte verkauft, deren Zweck vorwiegend dem Verbergen des eigenen Gesichts dient. Aber jene Maskierung ist nichts im Vergleich zu den grassierenden Filtern der sozialen Medien, deren Konsequenzen derartig strapazierend sind, dass ein als Snapchat-Dysmorphophobie titulierte, modernes Krankheitsbild daraus hervorgegangen ist und unserer Jugend die Gesichter stiehlt oder sie gar in die Arme der ästhetisch-plastischen Chirurgie verleitet, deren Klauen und Skalpellprozeduren sie nur mühsam entkommen. Was ist es nur, das den modernen Menschen zu derartig radikalen Maskierungsmethoden zwingt?

Die Gesellschaft proklamiert, sich dem authentischen Gesicht zu widmen, obgleich sie sich nur gesichtsloser Masken verschrieben hat. Das von Carl Gustav Jung entworfene psychologische Konzept der Persona stellt den Teil unserer weitgehend bewussten Psyche dar, die eine Rolle oder auch ein Gesicht anfertigt, mit dem wir von der Welt betrachtet werden wollen. Die Persona als Gesicht zu bezeichnen, ist insofern notwendig, weil das Gesicht nicht nur eine beliebige Fläche von Haut darstellt, sondern vielmehr eine Bühne, die der Repräsentation unseres Selbst bzw. genauer unserer Persona dient, die Jung als „Kompromiss zwischen Individuum und Sozietät über das, als was einer erscheint“ beschreibt. Das Menschengeschlecht ist in einem Ich-Korsett, das einer pathologischen Persona ent-

spricht, gefangen. Es hat zum Ziel, eine jede Identität derartig zu uniformieren, dass mit der Forcierung sich die Individualität nicht den Zwängen des Korsetts beugt, sondern schwindet. Um auf meine Erfahrungen in Düsseldorf zurückzukommen, bedeutet dies, dass die Frau das Jungsein zum Ziel hat bzw. von ihren Mitmenschen als jung wahrgenommen werden möchte und daran anknüpfend die assoziativen Attribute der Jugendlichkeit auf sich zu projizieren versucht. Der Wunsch, jemanden oder etwas zu figurieren, obgleich das zu verkörpernde Ideal unvereinbar mit der Individualität ist, begründet die Ausbildung eines Ich-Korsetts. Damit gleicht sich die Frau zum einen entindividualisierend an das allgegenwärtige Ideal des Jungseins an, zum anderen überdeckt sie damit ihr Alter und im Zuge dessen ihre Erfahrungen, Lebensweisen und erworbene Geduld. Die Assimilation an die Idealisierungskultur ruft im Gesamtbild der Gesellschaft unausweichlich eine Abnahme der Pluralität hervor. Mit dem angelegten Ich-Korsett, das sich am konkreten Beispiel aus der artifiziellen Jugend zusammensetzt, entfremdet sich das Subjekt seines Selbst und erstickt seine Individualität zugleich. Die Physiognomik scheint ein kollektives Erwachen zu erfahren, indessen die Unterhaltung der Flächen verstummt, die Authentizität vergessen und die Bühnen leer sind. Das Heute hat sich einem affektierten, gesichtslosen Gesicht verschrieben, das nicht Ebenbild unseres Selbst, sondern Abbild normativer Grundsätze und Rollenvorschriften ist. Resümierend tragen Menschen das Ich-Korsett, weil sie sich infolge des Idealisierungsdogmas ihres Gesichts schämen. Die Angst vor der eigenen Authentizität bedeutet entsprechend nicht die Furcht vor dem Tragen eines demaskierten Gesichts, jedoch die damit einhergehende Stigmatisierung und schlimmstenfalls Marginalisierung. Im Hinblick auf die skizzierten Problemstellungen der modernen Gesellschaft stellt sich die Frage, wie die wahren Gesichter zurückgewonnen werden können, derweil die Authentizitätsfurcht bezwungen wird. Aber ehe sich eine Antwort auf diese zentrale Frage finden lässt, muss zunächst beleuchtet werden, welche weiteren Hindernisse noch vor uns liegen.

Die Maskenpflicht der Corona-Pandemie blockiert den opponierenden Tenor des Maskenfallens. Das bedeutet, dass sich über das psychologische, nicht-physische Ich-Korsett eine physische Barriere stülpt, die das sich zur pathologischen Persona entwickelte Korsett fester schnürt, sodass die mü-

den Lungen ihrer Luft beraubt werden und die noch verbleibenden Identitätszüge, die noch einst hinter der Maske zum Vorschein kamen, verkommen. Und sofern sich ein Subjekt doch noch von seinen Stimuli zur Mimik verleiten lässt, so stellt sich die Frage, ob es ein Lachen unter der Maske sei, oder ob die Mundwinkel sich der Apathie verschrieben. Die non-verbale Dimension der Kommunikation leidet. Dadurch nimmt die Qualität der Entsendesignale des Subjekts ab und fördert aufgrund des geringen Individualitätsausdrucks die bereits benannte Uniformierung der Gesellschaft. Aus dieser Schilderung lässt sich konkludieren, dass zwischen der Qualität der Kommunikation, die auf dem Grad des Individualitätsausdrucks und damit auf der Authentizität des Subjekts beruht, und dem Pluralismus einer Gesellschaft eine Korrelation besteht. Die These findet sich auch in meinen Erfahrungen aus dem vorangestellten Bericht über den Städteausflug wieder. An die Menschen aus der Einkaufsstraße mit Sonnenbrille, Maske, Hut und einer gefestigten (pathologischen) Persona kann ich mich nicht erinnern, weil es nichts gab, an das ich mich erinnern könnte. Der Ausdruck ihrer eigenen Individualität ist durch die Maskierung schwindend gering, sodass ich nicht den Menschen sehen konnte, nicht die Adhäsionskräfte der Lebenswirklichkeit, hingegen ausschließlich die Oberflächlichkeit, die Spitze des Eisbergs, die keinen Aufschluss darüber gibt, wie viel tatsächlich noch unter der Meeresoberfläche liegt. Was war echt? Wer war nur die Erfindung seiner eignen Imagination oder Produkt der Authentizitätsfurcht? Die gemachten Bilder zeigen keine Portraits, sondern nur unscharfe Silhouetten einer schweigenden Masse, ganz ohne Pluralismus, aber gefüllt von oberflächlicher Uniformität. Keine Adhäsionskräfte, nur ein Glas und Wasser. Wie kommt das Wasser nun ins Glas und induziert damit Adhäsionskräfte - oder anders gesagt, wie bezwingt das Subjekt die Authentizitätsfurcht und offenbart mit der Demaskierung seine Geschichte?

Das Maskenfallen der Pandemie schafft die Gelegenheit des Entkrampfens der Korsetts und der Neujustierung der Personae, sodass diese tatsächlich einen Kompromiss von Individualität und Sozietät repräsentieren und nicht nur Produkt oktrozierter Dogmen sind, weil das Gesicht nicht nur gebraucht wird, sondern uns ausmacht. Konkret heißt das, dass die Idealisierungskultur abgeschafft werden muss, um die Authentizitätsfurcht zu minimieren und die Notwendigkeit pathologischer Per-

sonae zu eliminieren. Die Frau darf ihr Alter zeigen, weil nicht etwa die Jugendlichkeit zu ästhetisieren ist, vielmehr muss das Gesamtbild der Pluralität als höchstes Gut des Menschengeschlechts verstanden werden. Um einer Marginalisierung entgegenzuwirken, muss der Prozess der Demaskierung als gesamtgesellschaftliche Aufgabe gelöst werden. Wenn nur einzelne Subjekte den Kampf aufnehmen, so werden die Rollenvorschriften fortbestehen und die Frau wird sich stets ihrer Altersfalten schämen. Die Frage nach dem „Wie“ ist hierbei von zentraler Bedeutung. Mit einer einzigen Antwort ist das Problem nicht gelöst. Trotzdem ist ein Hebel zur Einflussnahme bereits bekannt. Die konstatierte Korrelation zwischen der Qualität der Kommunikation, die in der Authentizität des Subjekts wurzelt, und der Pluralität der Gesellschaft kann in beide Richtungen formuliert werden. Es handelt sich um ein sich gegenseitig bedingendes Verhältnis, das zu Nutzen gezogen werden kann. Indes der Pluralismus gefördert wird, lichten sich die Gesichter autonom. Die Medien spielen in dieser Beziehung eine signifikante Rolle. Sie müssen die Idee des Pluralismus propagieren und geeignet visualisieren, sodass die Diversität fassbarer wird und aus der Sphäre der Werbe- und Medienlandschaft in die Wirklichkeit findet. Denn mit einer vorbildhaften, allgegenwärti-

gen Konfrontation eines authentischen Lebens werden Stigmatisierung und Ausgrenzung abnehmen, weil der Kontrast, die Unterschiede zwischen den Gesichtern, zum neuen Normativ emporsteigt und Rollenvorschriften der Vergangenheit angehören. Dafür müssen authentische Gesichter die Leinwand füllen, die Selfies des Instagram-Feeds ohne Filter geschossen werden und die Marketingexperten keine Idealtrends entwerfen und stattdessen in die Welt blicken. Ich erhoffe mir die „unterhaltendste[n] Fläche[n] auf der Erde“, die in der Wertschätzung der eigenen Individualität gedeihen und dem Menschengeschlecht die Menschlichkeit offenbaren. Schämen Sie sich ihres Gesichts? Welche Geschichte vermögen Sie zu erzählen?

Es ist das ehrliche Gesicht, das der überarbeiteten Frau mit zuckenden Augen, das des sich nach seiner Mutter sehnenen und rot anlaufenden Kindes und des hilflosen Vaters, das uns zu dem macht, wer wir sind. Wenn wir Schatten unserer selbst bleiben und uns hinter Persona und Maske verstecken, unser Lachen verklären, können wir uns dann überhaupt noch Menschen nennen, denn unser Selbst ist ohne Gesicht nicht sichtbar. Keine Idealisierungskultur vermag schöner zu sein als die authentische. 50 Muskeln - und trotzdem bevorzugen wir Make-Up.

Essays zum Thema

Warum verschwinden Wörter?

Carina Kalms
Steinbart-Gymnasium Duisburg

Hannah Reehuis
Städtisches Gymnasium Ochtrup

Yi Xia
Gymnasium Johanneum Ostbevern

Essay zum Thema

Warum verschwinden Wörter?

Carina Kalms

Jahrgangsstufe Q1

Steinbart-Gymnasium Duisburg

Betreuende Lehrerin: Frau Mißler

VERMISST....

Wenn Wörter einfach verschwindenlautlosunbemerkt.

Jeden Tag verschwinden Wörter, manche tauchen wieder auf, andere bleiben verschwunden. Aber warum und wohin verschwinden diese Wörter? Verstecken sie sich, und wenn ja, wo kann ich sie suchen? Oder werden sie gestohlen und es liegt sozusagen ein Verbrechen an der deutschen Sprache vor? Und gibt es Spuren und Hoffnung für die verschwundenen Wörter, sind sie noch zu retten? Oder sind sie endgültig verloren und können nicht mehr geborgen und zurückgeholt werden?

All diese Fragen habe ich mir gestellt und möchte sie in diesem Essay gerne ein wenig vertiefen. Dazu habe ich mich einmal näher mit dem Schicksal von Pinke beschäftigt. Pinke (oder Pinkepinke) war früher ein beliebtes und häufig genutztes Wort in der Umgangssprache für Geld im mittel- und norddeutschen Sprachraum.

Aber Pinke bedeutet auch „Segelschiff“ oder „Endkappe eines Schnürsenkels“, und es bezeichnet darüber hinaus ein historisches Glücksspiel.

Es gibt sogar ein Verb zu diesem Begriff (pinken, nicht zu verwechseln mit pinkeln :-)), das soviel bedeutet wie hämmern.

Man könnte also sagen: „Ich lasse für viel Pinkepinke an meiner pinken Pinke pinken“ und niemand in der heutigen Zeit könnte irgendetwas mit diesem Satz anfangen. Wo habe ich dieses Wort also wiedergefunden? Natürlich, es ist nicht schwer zu erraten: Im Internet! Dieses Wort ist aus dem aktiven Sprachgebrauch verschwunden, aber es gibt noch Spuren - das Internet vergisst ja nichts.

Im Internet findet man viele interessante Wörter aus längst vergangenen Zeiten.

Zum Beispiel Wörter aus dem Westgermanischen, das der Ursprung der deutschen Sprache ist. „Kaba“ ist so ein uraltes Wort und bedeutet Kamm, auch das Wort Schminke kannte man damals schon,

man nannte sie „Sapo“.

Aber warum verschwinden nun diese alten, schönen, lustigen, manchmal auch skurril anmutenden Wörter und warum finden sie nicht den Weg zurück in die moderne Alltagssprache? Woran liegt es, dass sich Sprache im Laufe der Zeit verändert und wer oder was ist dafür verantwortlich?

Wörter verschwinden, weil es Dinge ganz einfach nicht mehr gibt oder sie nicht mehr benutzt werden, wie zum Beispiel die Wählscheibe des Telefons oder das Telegramm. Solche Wörter fallen dem technischen Fortschritt zum Opfer und sie werden höchstens im Museum noch sichtbar.

Dann verschwinden Wörter auch, weil sich die Kultur eines Landes verändert. Mit dem Wandel der Bevölkerung, der Zusammensetzung aus vielen verschiedenen Ländern und Kulturen, verändert sich der Sprachgebrauch. Wenn zum Beispiel englische oder arabische Wörter plötzlich mehr und mehr in Deutschland gebraucht werden, entstehen neue Wörter mit ausländischen Wurzeln, die es früher nicht gab, und alte Wörter verschwinden nach und nach. Zunächst existieren sie noch in den Köpfen und im Sprachgebrauch älterer Menschen, aber mit deren Tod sterben die alten Wörter ebenfalls langsam aus.

Wörter verschwinden durch Einflüsse in der Werbung, in der Politik oder in der Mode. Den Fidget Spinner oder Loom Bands findet man zum Beispiel kaum noch. Mum Jeans oder Ehrenmänner wurden jedoch inzwischen modisch und kulturell wiederbelebt. Das „Sie“ in der Anrede verschwindet ebenfalls allmählich durch entsprechende Vorbilder in der Werbung, im Internet oder in global agierenden Firmen.

Politik verändert Sprache beispielsweise durch Propaganda oder durch einen verlorenen Krieg. Englische, französische oder russische Einflüsse machten sich nach Kriegen in den jeweiligen Zonen auch sprachlich stark bemerkbar. Ursprünglich deutsche

Wörter wie Geldbörse oder Arbeitsstelle sind verschwunden und wurden durch Fremdwörter wie Portemonnaie oder Job ersetzt.

Eine interessante Frage ist, ob Wörter heute durch die Globalisierung schneller verschwinden als früher. Ich denke ganz klar ja, die Globalisierung und das weltweite Netz beschleunigen das Verschwinden landestypischer Wörter um ein Vielfaches, da die Verbreitung der neuen Sprachkultur viel schneller erfolgt und alle Teile der Erde zeitgleich erreicht werden. Spontan kommen mir dazu riesige Massengräber in den Sinn, die Unmengen von Wörtern verschlucken, oder große schwarze Löcher, durch die Wörter in die Weiten des Nichts verschwinden.

Früher gab es sprachlich kaum Einflüsse aus anderen Teilen der Welt, und es gab regional viele verschiedene spezifische Dialekte. Heute geht die Entwicklung hin zu Englisch als Weltsprache. In Deutschland entsteht das sogenannte Denglisch, bei dem englische Wörter zunehmend mit der deutschen Sprache verflochten werden. „Der Flug wurde gecancelt“ ist ein Beispiel dafür und macht deutlich, dass dieser Prozess weitgehend schleichend und unbemerkt, aber kontinuierlich abläuft.

Es gibt jedoch auch Wörter, die verschwinden in die Tabuzone, weil sie nicht mehr politisch korrekt sind. Dazu gehören Wörter wie der Negerkuss oder nationalsozialistisches Sprachgut.

5 % aller Wörter im Duden wurden nach der NS-Zeit entfernt, weil sie verboten wurden. Sexistische Wörter verschwinden zunehmend, da das Bewusstsein der Menschen und die Wahrnehmung in diesem Bereich sich mit der Zeit zum Glück positiv verändert haben.

Durch Schreibfaulheit (N8 anstatt Nacht) oder Sprachfaulheit (bro anstatt brother/Bruder) bzw. fehlende Bildung der Menschen gehen ebenfalls viele Wörter verloren. Wir benutzen heute anstatt ganzer Wörter und Sätze lieber Abkürzungen oder Emojis in unseren Nachrichten. Ausformulierte, ausführliche und fantasievolle Briefe schreiben höchstens noch ältere Menschen, und der Wortschatz wird dadurch allgemein geringer.

Tatsächlich verschwinden auch ganz viele Wörter vorübergehend in den Köpfen der Menschen. Wörter, die nie ausgesprochen werden, weil der Mensch sich nicht traut, sie auszusprechen oder weil der passende Moment zum Aussprechen der Gedanken ungenutzt vorübergeht. Vielleicht auch, weil diese Wörter ein Geheimnis verbergen und deshalb nie

erwähnt werden dürfen.

Es gibt auch Sprachlosigkeit, wenn einem die Worte fehlen, weil man extrem überrascht, berührt oder überfordert ist. Es gibt Momente im Leben, da findet man kein Wort für das, was man empfindet, weil es einfach kein Wort gibt für ein derart starkes Gefühl. Es kann auch sein, dass man aufgrund körperlicher oder geistiger Voraussetzungen nicht dazu in der Lage ist, Wörter zu bilden, z. B. weil man stumm oder krank ist. Hat ein Mensch Alzheimer-Demenz, gehen im Kopf dieses Menschen immer mehr Wörter verloren. Ich erinnere mich an meine Großtante Marlies, für sie gab es gegen Ende ihrer Erkrankung nur noch ein Wort für alle Menschen: Schatz. Alle anderen Namen und viele weitere Wörter hatte sie vergessen. Sie waren in Ihrem Kopf verschwunden und konnten von ihr leider auch nicht mehr wiedergefunden werden.

Grundsätzlich gibt es gesprochene, geschriebene und auch dargestellte Wörter (durch Gebärdensprache oder Pantomime).

Gesprochene und dargestellte Wörter verschwinden leichter, aber nicht endgültig, wenn sie zum Beispiel ganz einfach vom Wind weggetragen werden, oder wenn sie nicht beim Gesprächspartner im Kopf ankommen, sei es, weil sie akustisch nicht ankommen oder sei es, weil sie inhaltlich einfach nicht verstanden werden.

Geschriebene Wörter können nicht so einfach verschwinden, denn sie werden im Internet verewigt, im Duden, in historischen Schriften oder auch ganz einfach in den zahlreichen Bänden von Donald Duck, in denen ich früher die seltsamsten Worte gefunden habe. Die lateinische Sprache zum Beispiel wäre ohne Bücher mit Sicherheit komplett verschwunden. Also: Wer schreibt, der bleibt!

Deshalb denke ich auch, dass Wörter so gut wie nie wirklich endgültig verschwinden... sie verstecken sich nur (vorübergehend oder dauerhaft) in den Köpfen der Menschen und vor allen Dingen in den Büchern oder im weltweiten Netz.

Man kann ihre Spuren finden, wenn man sich die Mühe macht und danach sucht.

Ich finde, wir sollten gemeinsam suchen und so das Verschwinden der Wörter aufhalten.

Rettet die Wörter! Lasst uns den deutschen Wortschatz zusammen hüten! Denn ein Schatz ist es wirklich. Worte machen reich! Worte haben Macht! Worte können ein Schlüssel zu den Herzen der Menschen sein, sie können Kriege verhindern, aber

auch verursachen. Wir alle sind verantwortlich für die Wörter unserer Sprache. Ich habe mir jedenfalls vorgenommen, jeden Tag ein neues altes Wort zu retten. Wie ich das machen will?

Im „Lexikon der bedrohten Wörter“ von Bodo Mrozek finden sich unzählige tolle, vom Aussterben bedrohte Wörter. Pinke ist eines davon.

Mir gefällt auch die Idee von Wibke Ladwig. Sie hat eine Plattform mit dem Namen „wortweide.de“ erstellt, auf der außergewöhnliche, bedrohte Wortschätze gesammelt werden, Wörter wie blümerant oder Schabernack. Jeder kann diese Liste ergänzen und sogar Wortpate werden. So können alte, vergessene Wörter wieder wachsen und gedeihen.

Egal, welche Idee zur Rettung der Wörter man umsetzt, wichtig ist, dass die Wörter auch in der Gesellschaft verbreitet werden. Mit meinem Essay kann ich vielleicht einen weiteren, kleinen Teil dazu beitragen, dass weniger Wörter verschwinden und sich mehr Menschen mit diesem Thema beschäftigen, mit den Wörtern, die unsere Sprache lebendig und

interessant machen.

Es gibt also Hoffnung für Pinke! Und es gibt bereits viele aktive Wortretter.

Denn je mehr Wörter es gibt, desto mehr Spaß macht kreative Sprache und Kommunikation.

Vielleicht seid ihr ja auch auf den Geschmack gekommen und habt Lust, euch an der Rettungsaktion zu beteiligen. Die deutsche Sprache wird es euch danken :-)!

Und für alle, die jetzt Lust auf verschwundene Wörter bekommen haben, kommt hier zum Schluss noch - just for fun - ein kleines Wortspiel:

Der Eidam meines Oheims, der wahrlich ein schiefmäuliger Stutzer ist, machte sich jüngsthin anheischig, dem wahnschaffenen Hagestolz von nebenan einen pudelnährischen Afterhasen zu vermitteln. Fürwahr eine honette Galanterie und keine gleiserische Schnurrpfeiferei, wie ich zuvörderst konjiziert hatte. (Die ‚Übersetzung‘ findet sich auf Sternenvogelreisen.de, viel Spaß beim Recherchieren.)

Essay zum Thema

Warum verschwinden Wörter?

Hannah Reehuis

Jahrgangsstufe Q1

Städtisches Gymnasium Ochtrup

Betreuende Lehrerin: Laura Engelhardt

Approchieren, konjizieren, ondulieren, parlieren, schnabulieren, Mumpitz und Potzblitz - jene Wörtersilben, die nur noch selten in den Ohren erklingen. Im Lexikon zu finden unter: verschwindende Wörter. Wohin verschwindend? Aus den Ohren aus dem Sinn? Warum formen unsere Lippen nicht mehr ihre Vokale, warum durchkreuzen sie nicht mehr unsere Gedanken, warum hält man bei ihrem Klang inne und versucht sich an sie zu erinnern wie an einen längst vergessenen Freund? Schlummern sie womöglich in einer hölzernen Kiste auf dem Dachboden einer von Efeu überwucherten Villa? In der Kiste liegend, verstaubt vom Warten, in Erwartung, wieder benutzt zu werden. Ihr in den Mund nehmen gleicht dem Hervorholen eines alten Unikats, eines Relikts einer anderen Zeit, fremdartig in der heutigen Welt. Fahren sie ins Ohr, nehmen sie uns mit auf eine kurzweilige Zeitreise. Einen kurzweiligen Ausflug in ein altes Geschichtsmuseum, die Ereignisse unbekannt vertraut, unwirklich und doch geschehen zugleich. So fragt man sich auch bei so manchem Wort aus der alten Kiste: Wurdest du schon einmal fürwahr gebraucht? Nach der kleinen Zeitreise kehrt man wieder in den gewohnten Alltag zurück, vernimmt die Wörter nicht. Sie sind eine bereits verblässende Erinnerung im Geist. Die Wörter werden vom Wind hinfort getragen und in ihre alte Kiste zurück gesperrt.

Verschwundene Wörter, im Moment verschwindende Wörter, bemerken wir sie überhaupt? Bemerken wir, wie manche Wörter vor sich hinvegetieren, ihre Lebenszeit fast abgelaufen? Und was sind überhaupt verschwindende Wörter? Man liest diese Phrase und im Kopf erbaut sich ein Bild von Wörtern, die uns verlassen, ihre leuchtenden Farben und individuellen Charaktere verlieren. Fälschlicherweise, so wie zunächst ich, denkt man bei verschwindenden Wörtern gleichzeitig an sterbende Wörter. Aber hierzwischen gilt es zu differenzieren und die wortlichen Schicksalswege voneinander getrennt zu betrachten. Ein gestorbenes Wort ist seiner Existenz beraubt, es hält keinen Winterschlaf, ist nicht eben im Urlaub, sondern liegt für immer

verschollen, anonym und für alle Zeit vergessen auf einem Wörterfriedhof. Im Gegensatz dazu kann ein verschwundenes Wort wiederentdeckt werden wie ein wertvoller Schatz. Es muss nicht wiederbelebt werden, da es die Schwelle zum Jenseits nie überreten hat. Nehmen wir seine Spuren auf, können wir es wiederfinden.

Wenn man sich die Frage stellt, warum Wörter verschwinden, muss man sich auch über die Bedeutung von Wörtern bewusstwerden. Die Ringe im gewaltigen Stamm des über die Jahrtausende gewachsenen Wörterbaumes sind ein Zeugnis, dass Wörter treue Seelen sind. Diese treuen Seelen dienten damals ebenso wie heute der Kommunikation unter Menschen, die als soziale Wesen in Gemeinschaften leben. Zur Organisation und Verständigung benötigen Menschen Worte. Einst waren diese menschlichen Gemeinschaften kleiner, voneinander getrennt. Erst im Laufe der Zeit wuchs der deutsche „Flickenteppich“ zu einer großen geeinten Nation zusammen. Durch Innovationen wie Autos, Internet oder Bahn ist die millionenumfassende Gemeinschaft ständig geistig oder körperlich miteinander in Kontakt, im Kommunikationsaustausch. Eine Unterhaltung zwischen einem Schwaben und einem Sachsen zeigt, dass es in dieser Gesellschaft an Stelle ehemals eher örtlicher Kommunikation einer nationalen Kommunikation bedarf, um erfolgreich zu kommunizieren. Deshalb wuchs an dem fein verästelten Wörterbaum ein Trieb hervor, der Platt, Kölsch, Hessisch und all die anderen traditionell gefärbten, nur regional verwurzelten Äste überschattete. Von Büchern, medialer Kommunikation und der Erklärung zur offiziellen Alltagssprache gedüngt und befeuert, schoss dieser aus hochdeutschen Worten geformte Ast empor zum kräftigsten Trieb der deutschen Sprache. Die Hochsprache nimmt den deutschen Mundarten das Licht zum Wachsen und lässt sie immer kleiner werden. Im Sturm der hochdeutschen Sprache, wie viele platte Blüten, kölsche Blätter und hessische Knospen haben die Kraft, diesem Sprachwandel standzuhalten, ihn zu überdauern? Wie viele werden von ihm fortgerissen, von Windböen getragen in eine hölzerne Kiste gedrückt? Dialekte tragen heutzutage besonders vie-

le vom Verschwinden bedrohte Wörter in sich. Wer kann heutzutage noch fließend eine Mundart sprechen und gebraucht diese täglich? Du vielleicht? Ihre Funktion, zur reinen Kommunikation nützlich zu sein, erklärt jedoch nicht, warum auch hochdeutsche Wörter verschwinden. Welche weitere Bedeutung tragen Wörter in sich, die mancher Wörter unscheinbar werdende Gestalt begründen lässt? Laut dem Duden umfasst der deutsche Wortschatz der Gegenwartssprache schätzungsweise 300 000 bis 500 000 Wörter (Grundformen). Wonach entscheiden wir, welches Wort wir aus dieser Vielzahl auswählen? Indem wir dieselben Wörter aus der Synonymenzahl auswählen, zeigen wir unsere Verbundenheit untereinander. Es schafft ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gruppe. Ein Gemeinschaftsgefühl. Es schafft eine Geheimsprache in einer geläufigen Sprache. Aufgrund dessen sind Wörter identitätsstiftend. An unserem Gegenüber orientiert, greifen wir in diesen oder jenen Sprachtopf. Durch Bedienung aus einem bestimmten Sprachtopf grenzen wir uns bewusst von anderen Generationen ab, streichen wir unterbewusst Wörter aus unserem geläufigen Wortschatz. Diese Wörter werden von unserem Unterbewusstsein mit einem entschuldigenden Schulterzucken aus unserem alltäglichen Sprachtopf verbannt. Sie stehen bei uns nicht mehr in den Charts, sondern sind mit der Zeit nur noch in der Spotify-Playlist „Deine Zeitkapsel“ zu finden. Insbesondere junge Generationen haben diese Eigenart, ihre eigene Geheimsprache zu bilden. Um sich ihren eigenen Zeitgeist zu etablieren, um sich der Welt als neue Einheit zu präsentieren, um - Gründe über Gründe, wahrscheinlich kennt die junge Generation all diese nicht einmal selbst. Denn das regelt das Unterbewusstsein für sie. Jede Generation möchte ihren eigenen, unverwechselbaren, bleibenden Fußabdruck in dieser vergänglichen Welt hinterlassen. Sie tauscht alte Wörter gegen neue aus. Die Denglischen sagen statt komisch „cringe“, statt toll „nice“, statt langweilig „lame“. Doch schaffen es diese neuen Wörter, feste Triebe, betonierte Fußspuren zu bilden? Oder sind es lediglich „One-Hit-Wonder“, die ihren Gastauftritt auf der Wörterbühne nur innerhalb eines bestimmten Altersabschnittes feiern können? Denn was passiert, wenn die Küken älter werden, aus ihren festen sozialen Strukturen mit Gleichaltrigen hinausgerissen werden und sie ihren etablierten Jugendsprachtopf nicht in der Arbeitswelt, nicht in Interaktion mit verschiedensten Generationen verwenden können? Wörter sind identitätsstiftend, und wer will wohl

für immer in seinem 16-jährigen Ich verweilen? Die einstige Geheimsprache wird aus der Abteilung „Bestseller“ in die Jugendbuchabteilung umgeräumt. Wenn Wörter lediglich an eine Altersgruppe gebunden sind, von der Mehrheit nicht gesprochen, sind sie besonders vom Verblässen, Verschwinden und Schlummern in einer Kiste bedroht. Neben der Identitätsstiftung fungieren die aneinandergereihten Buchstaben außerdem als eine Brücke zwischen unserem Herzen, unserem Verstand und der Welt da draußen. Dadurch erlauben sie anderen Menschen, die Welt durch unsere Augen hindurch zu betrachten. Wörter zeigen unseren Blickwinkel nicht nur, sondern beeinflussen ihn auch grundlegend, da Wörter unsere Realität konstruieren. Entsprechend meiner Wortwahl offenbare ich anderen nicht nur meine Weltanschauungen, sondern erschaffe mir auch meine eigene Wirklichkeit. Diese Macht der Worte wurde in der Vergangenheit von unterdrückenden, rassistischen und faschistischen Regimen missbraucht, um der Gesellschaft ein manipuliertes Weltbild unterzujubeln. Ein Blick in die deutsche Geschichte zeigt: Solche von Lügen überquellenden, vergifteten und todbringenden Weltbilder halten nicht auf Dauer. Sie befallen die Köpfe der Menschen wie eine Seuche. Werden Heilmittel wie Mut zum kritischen Denken gefunden, gilt es die Krankheit bis in ihren Keim zu eliminieren. Dafür müssen dessen Viren, die Überbringer dieser Krankheit, abgetötet werden. Die instrumentalisierten Worte des Regimes, die diese Weltanschauungen vermittel(te)n, müssen verschwinden. Diese Wörter müssen zu verbotenen Wörtern werden. Zwar werden die ewig Gestrigen nicht müde, diese Worte aus der gammeln Kiste der unrühmlichen Vergangenheit wieder ans Licht zu zerren, doch die Übermacht an Menschenverstand schenkt ihnen kein Gehör. Ein Blick in die Geschichte zeigt auch: Der beständige Begleiter des Menschen ist der Wandel. Weltbilder des Menschen ändern sich nicht nur im negativen Sinne durch manipulative Einflüsse, sondern sind auch von Natur aus ständig von Veränderungen geprägt. Nicht nur der Mensch allein, sondern auch seine soziale Gemeinschaft, die Gesellschaft, muss sich entwickeln. Um dies zu erreichen sind Worte keine Waffen, sondern des Menschen Helferchen, um neue Gedanken, Träume und Weltanschauungen in die Gesellschaft hinauszutragen. Indem schwarz-weiß karierte Denkmuster abgestreift werden und eine in Regenbogenfarben getauchte Welt, wie die Heutige, erbaut wird, ändern sich auch die Anforderungen an die Sprache. Die Macht der

Worte soll dazu genutzt werden, eine tolerante und offene Gesellschaft zu konstruieren. Worte, die als Stützpfeiler alter Weltanschauungen dienten, und nicht zu der unsrigen passen, werden ausgetauscht. Sie verschwinden. Diese Worte müssen neuen Pfeilern weichen, müssen Platz schaffen für neue Ideen, für eine neue Gesellschaft. Als Teil des wandelnden Menschen dürfen auch Worte nicht monoton gleichbleibend sein; dürfen dem natürlichen Wandel nicht im Weg stehen. Weg von der Vergangenheit und in das Heute blickend offenbart sich ein weiterer Grund, warum sich die Sprache wandelt, Wörter verschwinden: das Handy. Unsere schriftliche Kommunikation übers Handy verdrängt immer weiter früher gebrauchte Schriftmedien. Nimmst du dir noch die Zeit, einen Brief zu schreiben? Oder tippst du nicht lieber eine schnelle Nachricht per WhatsApp? Schnell ist das Stichwort. Es beschreibt unseren Sprachgebrauch in den sozialen Netzwerken. In einer Gesellschaft, in der alle immer „busy“ sind, kommt solch eine Rennbahn zum Kommunikationsaustausch gerade recht. Geprägt von kurzen Wörtern, die rasch zu tippen sind, von Umgangssprache, die unser Alltagsbegleiter ist. So kommt es, dass Wörter aus unserem Sprachgebrauch verschwinden, die sich um eine ausdifferenzierte, umschreibende Sprache verdient gemacht haben. Diese Wörter würden bei einem Geschwindigkeitswettbewerb nicht auf dem Siegerpodest landen; würden zum Tippen drei Sekunden mehr deiner Zeit beanspruchen. Benutzt du noch zur Beschreibung einer Situation Wörter wie wunderschön, phänomenal oder fantastisch? Oder sagst du dazu einfach toll?

Zuletzt traf ich auf meiner Suche nach Antworten auf die Frage, warum Wörter verschwinden, die 85-jährige Rosie. Sie gewährte mir einen Blick in ihre Wörterbibliothek. Bis zur Decke reichende, eichenbraune Regale säumten die Gänge, die Atmosphäre wohlig warm, ein Hauch von Zimt und Zucker in der Luft. Aufmerksam betrachtete ich die Regalreihen und stellte fest, dass immer wieder Lücken zu sehen waren. In allen Abteilungen waren immer wieder einzelne Bücher oder Reihen, manchmal sogar ganze Regalbretter verschwunden. Nach den fehlenden Büchern suchend, sah ich mich um und entdeckte eine kleine Tür am Ende der Bibliothek. Während ich hindurchging, wusste ich, dass Rosie dieser Zutritt verwehrt ist. Ein Gefühl von Hilflosigkeit und Verwirrung befiel mich, Rosies Gefühle, wenn sie diesen Raum vergeblich sucht. In diesem

Raum stapeln sich mehrere hölzerne Kisten, die mit den verschwundenen Worten aus Rosies Bibliothek gefüllt sind. Wartende Worte, die meisten schon schlummernd, verblassend, da sie von Rosie nicht mehr in den Mund genommen werden können. Mir wird klar: Rosie hat Alzheimer. Der Mensch, der sich irrwitziger Weise der Natur nur allzu oft überlegen fühlt, wird von der Natur, seinem eigenen Körper, schleichend, aber unwiederbringlich, sei es durch Alter oder Krankheit, seiner Worte beraubt. Als Teil des Lebenskreises ist auch der Wörterbaum des Menschen dem Verfall unterworfen und muss akzeptieren, was nicht zu ändern ist. Unsere treuen Gefährten werden uns unfreiwillig entrissen. Das Ergebnis: leere Bibliotheken, Löcher in den Köpfen der Menschen.

Auf der Suche nach den verschwundenen, im Moment verschwindenden Wörtern stößt man nicht nur auf ein, zwei, sondern auf zahlreiche verschiedene Fährten. Dementsprechend gibt es nicht den einen Grund, nicht die eine befriedigende Antwort auf die Frage, warum Wörter verschwinden; wohin sie verschwinden. Je nachdem, welcher Spur du folgst, entdeckst du eine andere Antwort. Gemeinsam hat diese Vielzahl an Spuren jedoch eins: Sie alle wurden vom Wandel geschaffen und stehen unter seinem Einfluss. Begib dich auf die Spurensuche und du wirst immer wieder zu neuen Erkenntnissen gelangen. Ebenso wie sein Transporteur und Wirt, der Mensch, sind Worte dem Wandel unterlegen. Zu sagen, der Wandel sei der Grund, warum Wörter verschwinden, ist nicht falsch, aber doch zu einfach gesprochen. Denn welcher Wandel ist gemeint? Der Wandel des Wörterbaums, der Gesellschaft, der Zeit oder unserer Wörterbibliothek? Der Wandel ist so facettenreich, hat so viele Gesichter und Farbabstufungen, dass sie für das menschliche Auge kaum fassbar sind. Dies bedeutet jedoch nicht, dass der Mensch, du und ich, keinen Einfluss auf das Verschwinden der Wörter haben. Als ein Teil oder eine Ursache des Wandels, liegt es vielfach in unserer Hand, ob wir ein Wort gehen lassen wollen oder es gar nicht erst ins Schlummern gleiten lassen wollen. Bislang verwaltete dein Unterbewusstsein deine Wörterbibliothek. Entschied, welches Wort in welche Abteilung oder eben in eine Kiste geräumt wird. Sich dieser Tatsache bewusst zu sein, hast du ab jetzt die Möglichkeit, diese Entscheidungen nicht passiv unterbewusst hinzunehmen, sondern aktiv mitzuentcheiden. Es liegt in deiner Hand, welchen Schicksalsweg dieses oder jenes Wort gehen wird. Du kannst entscheiden.

Essay zum Thema

Warum verschwinden Wörter?

Yi Xia

Jahrgangsstufe EF

Gymnasium Johanneum Ostbevern

Betreuender Lehrer: Raphael Flothkötter

Wörter sind tückische Wesen. Sie kommen und gehen, wann sie wollen. Im einen Moment sitzen sie fest im Gedächtnis, im nächsten ist es, als wären sie nie da gewesen. Manchmal tauchen sie wieder auf, uneingeladen und erscheinen einen Moment vorm inneren Auge. „Hier bin ich“, scheinen sie zu sagen, „verzeihe, hast du mich in meiner Abwesenheit vermisst?“ Kurz denke ich an die leeren Lücken auf den Vokabeltests. An die Gesprächspausen, die ich hastig mit „äh“ versucht habe zu kaschieren, während ich mein Gehirn nach dem verschwundenen Wort durchforstet habe. Die Antwort ist ganz klar ja: Ich vermisse meine verschwundenen Wörter.

Wir vermissen Sachen, die für uns einen Wert haben. Nicht umsonst nennen wir die Wörter, die wir kennen, Wortschatz. Nicht umsonst befinden sich Menschen täglich auf der Suche nach neuen Wörtern, um sie stolz in ihren Wortschätzen aufnehmen zu können. Wörter sind wertvoll, Schätze eben. Sie ermöglichen es uns, unsere Freunde zu loben und den Idioten dieser Welt verbal Gift ins Gesicht zu speien.

Wörter sind nicht für die Ewigkeit geschaffen. Das merke ich spätestens, wenn ich in der Bioklausur sitze. Benennen Sie die Zellorganellen, die in den Abb. 1-5 zu sehen sind und beschreiben sie deren Funktionen. Dies ist der Moment, in dem sich die vorher mühsam angeeigneten Wörter „Mitochondrium“ und „Zellkern“, „ATP“ und „DNA“ entscheiden, aus meinem Gedächtnis zu verabschieden. Warum auch nicht? Egal wie wenig wir vor Stress nicht schlafen können, unser Unterbewusstsein lässt sich nicht überzeugen, dass Oberstufenklausuren einmal überlebenswichtig sein werden. Menschen können sich vieles merken, von „wie man Fahrrad fährt“, bis zu „Deine Mutter“-Witzen, aber eben nicht alles. Es ist unpraktisch, sich jedes einzelne Detail im Alltag zu merken, weil diese Informationen im Großen und Ganzen sowieso irrelevant sind. Warum also jedes Mal, wenn wir uns an etwas erinnern wollen, in einem riesigen Datenberg von Erinnerun-

gen herumkramen, wenn jener Datenberg, vom irrelevanten Ballast befreit, viel kleiner sein könnte? Dumm nur, wenn Vokabeln, Fachbegriffe und ähnliches fälschlicherweise als unwichtig abgestempelt werden. So passiert es, dass Wörter ungewollt aus unserem Wortschatz verschwinden.

Besonders beeindruckend ist diese Art von Wörterschwund nicht. Wenn ich vergesse, wie das Energiekraftwerk der Zellen heißt, ist das Wort aus meinem Wortschatz verschwunden. Biologen und Biolehrer wird das herzlich wenig kümmern - sie werden weiter munter über Mitochondrien fachsimpeln, ob ich sie verstehe oder nicht. Wirklich von der Erdoberfläche verschwunden ist das Wort nicht, auch wenn sich der eine oder andere verzweifelnde Schüler dies vergeblich wünscht. Interessanter wird es, wenn Wörter nicht nur aus den Gehirnen von unglücklichen Schülern verschwinden, sondern von der Mehrheit der Gesellschaft vergessen werden. Besonders vergängliche Kandidaten sind wohl Jugendwörter. Vor allem im Internetzeitalter basieren diese häufig auf Memes, also digitalen Insiderwitzen. Wird ein Witz ständig benutzt, wird er schnell fad. Darum dauert es nie lange, bis ein neues Meme das alte ersetzt, und das entsprechende Jugendwort, irgendwie derbe uncool geworden, kollektiv aufgegeben wird. Beispiele finden sich etwa unter den deutschen Jugendwörtern des Jahres; Slangwörter wie „Gammelfleischparty“ (Jugendwort 2008 für eine Ü-30-Party) oder „tinderjährig“ (Top 3 Jugendwörter 2017, als Antonym zu minderjährig anstelle von volljährig: das Mindestalter für die DatingApp Tinder ist 18). Damals modern und cool, heute für uns hoffnungslos verjährt.

Neben dem Jugendwort des Jahres gibt es noch das Wort bzw. Unwort des Jahres. Als ältere, seriösere Gebrüder des Jugendwortes, sind sie eine Kür von Wörtern, die in einem Jahr in aller Munde waren. Einige von ihnen haben über Jahrzehnte hinweg ihre Aktualität beibehalten. „Politikverdrossenheit“ (1992) ist nach wie vor ein Problem. Der „Wutbür-

ger“ (2012) protestiert bei seinen „Spaziergängen“ wie eh und je gegen die Pandemiemaßnahmen und warnt vor „Parallelgesellschaften“ (2004). Gegen die „Klimakatastrophe“ (2007) wird immer noch beängstigend träge gehandelt. Andere Wörter jedoch waren deutlich kurzlebiger: Das „alte Europa“ (2003) findet heutzutage so gut wie keine Erwähnung und der „Teuro“ (2002) hat sprachlich noch kein Comeback gefeiert.

Viele dieser Wörter sind Neologismen, die stark auf einen damaligen Umstand zugeschnitten sind. Einige der Umstände bestehen bis in die Gegenwart, wie die Karikatur des politikverdrossenen Wutbürgers. Entsprechend passen die Wörter von damals immer noch zum heutigen Zeitgeist: Sie geraten nicht in Vergessenheit. Andere Moniker sind weniger zeitlos. In einigen Fällen ist das Konzept völlig aus dem Alltag verschwunden. Inexistente Gegenstände brauchen keine Namen. Einst wurden zum Beispiel „Depeschen“ zwischen Staatsoberhäuptern hin- und hergeschickt. Gemeint sind Eiltelegramme. Heute bevorzugen diese bis zum geht-nicht-mehr inszenierte Telefonate oder TwitterPosts. Bei dem Wort „Telegram(m)“ denken heute dagegen die meisten eher an unmoderierte Chatplattformen als an knappe Morsebotschaften.

In anderen Fällen haben sich neue Begriffe an den Platz von alten gedrängt. Einst betitelte man Teenie-Mädchen als „Backfische“ und die Lehrer gaben „Fisimatenten“ statt Bullshit von sich. „Scharlatane“ geisterten anstelle von Hochstaplern übers Land und die Musik brach nicht wegen dem Internet, Made in Germany, ab, sondern wegen „Bandsalat“ im Kassettenrecorder. All diese Wörter sind klar als deutsch erkennbar und erscheinen doch wie Fremdwörter. Säuberlich in Sätzen eingereiht, scheinen sie seltsam aus der Zeit gefallen. Sie erwecken Bilder in uns, von eleganten Damen in Korsetts, von ausgelassenen Hippiefestivals, von ausgebliebenen Fotografien in warmen Sepiatönen. Erinnerungen an Oma, die sich liebevoll über uns „naseweisen Quasselstrippen“ beschwerte, kommen uns hoch. Mit diesen Archaismen lässt sich vieles assoziieren, schließlich ist die Vergangenheit ja auch unvorstellbar vielfältig, jeder nimmt sie etwas anders wahr. Den wenigsten fällt aber beim Klang dieser Wörter die eigene Gegenwart ein. Sie passen nicht in unseren Alltag, tanzen disharmonisch zwischen „Digga“ und „Wallah“ aus der Reihe. Was sich fremd und schief anfühlt, wird nicht genutzt. Was nicht genutzt

wird, wird vergessen. Was von der Mehrheit vergessen wird, verblasst immer weiter in der hintersten Ecke unseres kollektiven Gedächtnisses, bis das Wort unter der dicken Staubschicht unlesbar geworden ist.

Ganz so stumm und friedlich scheiden sich nicht alle Wörter von ihrer Existenz. Sprache repräsentiert Ideologien. Gerade zu Zeiten großer historischer Umschwünge, wo die eine Ideologie der anderen weichen muss, kommt es vor, dass Wörter geradezu gezwungen werden, zu verschwinden. Das bisherige Vokabular, das den neuen Machthabern missfiel, aus welchen Gründen auch immer, wird gnadenlos gehetzt und verfolgt, bis kein Hauch davon mehr zu hören ist. Zum Beispiel wurde während der französischen Revolution unter der Schreckensherrschaft die Anrede „Madame/Monsieur“ als Zeichen für gegenrevolutionäre Einstellungen gesehen. Jemanden aus Versehen so zu bezeichnen konnte schnell zum Gratistrip ans Schafott werden. Natürlich sind solche Vorhaben selten von langfristigen Erfolgen gekrönt. Sobald niemand mehr oder weniger freiwillig die Motivation hat, ein Wort zu vermeiden, kehrt es langsam, aber sicher zurück. Schließlich ist Madame bzw. Monsieur heute noch eine geläufige Anrede.

Man könnte argumentieren, dass alle Wörter aus den bisher genannten Beispielen nicht wirklich verschwunden sind. Freilich ist mein Gedächtnis frei von wichtigen Fachbegriffen wie eh und je und freilich sind einige Begriffe im Verlauf der Zeit rar geworden. Gewissermaßen ist das auch eine Art des Verschwindens. Der kleinste Anstoß, einmal kräftig pusten, genügt jedoch. Eine Staubwolke wirbelt in die Luft, das Wort darunter kommt zum Vorschein. Wir haben die Wörter noch nicht völlig aus den Augen verloren.

Anders sieht es mit ausgestorbenen Sprachen aus. Tatsächlich ist es in der Zeitgeschichte gar nicht so lange her, dass man in jeder Ecke dieser Welt mit verschiedensten Sprachen statt verschiedensten Englischakzenten klarkommen musste. Sprache befindet sich ständig im Wandel. Dass ganze Sprachen aussterben können, liegt so auf der Hand, auch wenn die Gewissheit, dass unseren Sprachen einmal dasselbe widerfahren wird, ungreifbar scheint. Einige der ‚toten‘ Sprachen, Latein oder Altgriechisch etwa, sind einigermaßen zugänglich geblieben. Für das zweifelhafte Glück, sich z. B.

schlechte Datingtipps von antiken Dichtern holen zu können (gemeint: Ars Amatoria von Ovid), sind Konjugationstabellen, endlose Vokabellisten und vor allem eine hohe, hohe Frustrtoleranz nötig. Es ist nicht leicht, aber nicht unmöglich. Streng genommen sind diese Sprachen mit all ihren Wörtern nicht wirklich verschwunden. Viele moderne Wörter haben lateinische oder altgriechische Wurzeln. Die Schriftsysteme haben sich wenig verändert. Nein, Latein und Altgriechisch sind nicht verschwunden oder tot, sie leben in zahlreichen Verzweigungen als moderne europäische Sprachen weiter.

Nach all diesen Beispielen fragt man sich: Können Wörter jemals wirklich verschwinden? Vielleicht ist diese Frage nicht ganz passend gestellt. Nur weil etwas verschwunden ist, heißt es nicht, dass man es nicht wiederfinden kann. Eine bessere Frage wäre vielleicht: Können Wörter bis zu dem Grad verschwinden, dass sie unwiderruflich verloren sind? Im Laufe der Menschheitsgeschichte gab es viele Völker, deren Schriften zuerst in der Erde, dann in Museen für die Nachwelt zu finden sind. Nicht alle weisen eine so enge Verwandtschaft zu modernen Sprachen wie Latein und Altgriechisch auf. Trotzdem konnten einige entziffert werden. Der Stein von Rosetta ermöglichte zum Beispiel die Entzifferung von ägyptischen Hieroglyphen. Dies verleiht modernen Menschen freilich nicht die Fähigkeit, Altägyptisch zu lesen. Dennoch platziert diese Gegebenheit Altägyptisch und Co. in eine Art Grauzone zwischen „Verschwunden“ und „Verschollen“. Zu anderen Schriften fehlt uns ein derartiger Schlüssel. Die Hieroglyphen der Kreter, die Sprache der Etrusker, die Indusschrift—all diese Wörter werden uns vermutlich für immer ein Mysterium bleiben.

Es gibt keinen einheitlichen Grund, warum diese Sprachen verschwunden sind. Die Kulturen, die sie gesprochen haben, wurden zum Teil erobert und übernahmen die Sprache ihrer Eroberer, wodurch die alte Sprache in Vergessenheit geriet. Zum Teil wurden immer mehr Elemente aus anderen Sprachen übernommen, bis man die Sprache nicht mehr als das, was sie ursprünglich war, zu erkennen vermochte. Zum Teil wurden Völker samt Kultur und Sprache ausgelöscht. Zurück blieben im besten Fall geschriebene Bruchstücke, im schlimmsten Fall gar nichts.

Wörter verschwinden, mal für kurze Zeit, mal für die Ewigkeit; manchmal mit dramatischen Folgen, manchmal schmerzlich vermisst. Wörter verschwinden, weil in der Welt nichts so bleibt, wie es war. Was heute neu und interessant ist, ist morgen alt und fad. Menschen kommen und gehen, Kulturen blühen auf und gehen wieder unter. Und genauso sind Wörter, als Spiegel unserer Welt.

Wörter verschwinden, mal für kurze Zeit, mal für die Ewigkeit; manchmal mit dramatischen Folgen, manchmal schmerzlich vermisst. Wörter verschwinden, weil in der Welt nichts so bleibt, wie es war. Was heute neu und interessant ist, ist morgen alt und fad. Menschen kommen und gehen, Kulturen blühen auf und gehen wieder unter. Und genauso sind Wörter, als Spiegel unserer Welt.

Zitate aus den Essays 2022 zum Thema

„Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)

„Heutzutage steckt oftmals als Intention hinter einem Tun lediglich das Ziel, Lob und Anerkennung in der Gesellschaft zu erlangen. Das liegt zum Teil an unserer Erziehung, aber zu einem großen Teil auch an dem gesellschaftlichen Druck, unter dem fast ein jeder steht. Denn im jetzigen Zeitalter der sozialen Netzwerke wird es immer irrelevanter, sich authentisch zu präsentieren, sondern es geht vielmehr darum, möglichst schnell möglichst viel zu erreichen.“

Marlene David, Gymnasium Leopoldinum Detmold

„Wenn wir aufhören, zu meinen, immer alles am anderen bewerten und ändern zu müssen, wäre das Leben viel leichter. Dann wären Lob und Tadel keine Frage des Egoismus mehr.“

Juli Marie Greßler, Arnold-Janssen-Gymnasium Neuenkirchen

„Lob ist wie die süße verbotene Frucht aus dem Garten des Nachbarn, die wir alle haben wollen, aber sie nicht kosten dürfen.“

Lara Kacar, Städtisches Gymnasium Herten

„Lob gibt einer Handlung nicht nur eine wertschätzende Reaktion, sondern indirekt [...] auch die Aufforderung, Weiteres zu erreichen. Fehler scheinen nach einem Lob fataler, denn ein Fehler, welcher direkt auf ein Lob folgt, lässt das Lob schnell unberechtigt wirken. Die Angst, etwas falsch zu machen, wächst zeitgleich mit dem Streben nach Lob durch erwünschtes Verhalten.“

Corona Linnssen, Robert-Schuman-Europaschule Willich

Zitate aus den Essays 2022 zum Thema

„Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)

„Wenn man vom Gesicht eines Menschen spricht, kann man auch dessen Charakter selbst meinen. Nicht das Sichtbare, sondern das Unsichtbare eines Menschen. Es kann also sein, dass Lichtenberg mit seinem Zitat indirekt über die Komplexität von menschlichem Verhalten spricht. Und es kann auch sein, dass Lichtenberg darauf anspielt, wie vielschichtig der Mensch ist und dass ebendiese Vielschichtigkeit der Menschen unterhaltsam ist.“

Malte Cox, Wilhelm-Hittorf-Gymnasium Münster

„Was verleitet den heutigen Menschen – abgesehen vom möglichen Urinstinkt – dazu, das Gesicht so interessiert und neugierig zu betrachten? Ist es die scheinbar unstillbare Neugier des Menschen? Die Neugier, die andere Person lesen zu können, Reaktionen vorauszusagen?“

Marie Nowakowski, Gesamtschule Schermbeck

„Manchmal, wenn ich meine Augen schließe, sehe ich meine Zukunft vor mir, ich sehe mich, weiser und älter, und alle Dinge, die sich unlösbar angefühlt haben, stellen keine Herausforderung mehr dar. Und ich habe ein Verhältnis zu meinem Gesicht, das dem zu einer alten Freundin gleicht, welche immer an meiner Seite war. Welche dazu in der Lage ist, auszudrücken, was ich denke und fühle, noch bevor ich selbst es kann.“

Renée Prange, Berufskolleg für Gestaltung und Technik Aachen

Zitate aus den Essays 2022 zum Thema

Warum verschwinden Wörter?

„Verschwundene Wörter sind tot. Nicht wie eine tote Sprache, die immer noch gelesen und verstanden werden kann, sondern tot wie ausgelöscht. Sie verlieren ihre Bedeutung, ihren Sinn und werden zu Ansammlungen von Buchstaben, die sinnlos und bedeutungslos sind und deshalb weder gesprochen, geschrieben, gelesen noch gedacht werden.“

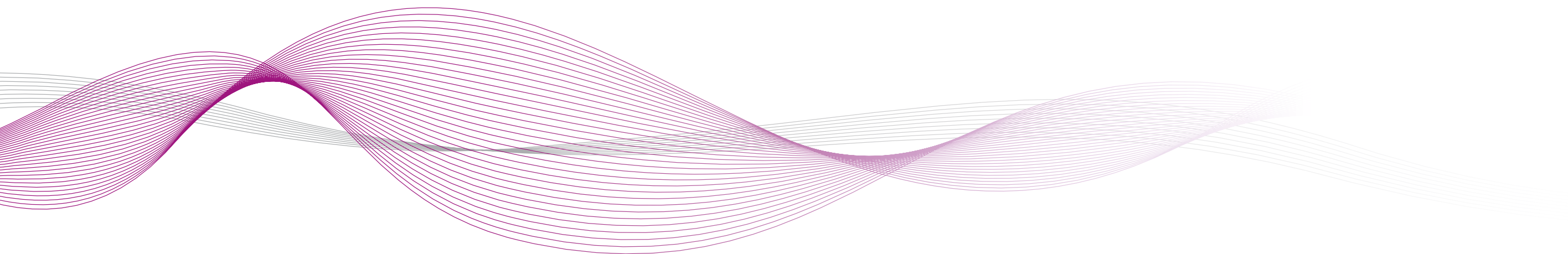
Tabitha Hakenes, Kardinal-von-Galen-Gymnasium Münster

„Wenn man jedoch aktiv darauf achtet, welche Wörter man nicht benutzen sollte und auch andere darauf hinweist, so wird deutlich, dass man auf das Verschwinden von Wörtern einwirken kann. Dieses Beispiel zeigt nun, dass das Verschwinden von Wörtern die Gesellschaft genauso verändern kann wie umgekehrt, denn wir lassen aktiv Wörter aus unserem Wortschatz verschwinden, wodurch jüngere Generationen gar nicht mit ihnen in Berührung kommen. Somit wird die Macht der Wörter und auch unsere eigene deutlich, denn wir sind es im Endeffekt, die darüber bestimmen, welche Wörter wir selbst benutzen und welche nicht.“

Leticia Gorka, Gustav-Heinemann-Gymnasium Dinslaken

„Eigentlich ist es sogar bedauerlich, wenn schöne Wörter eine Sprache verlassen, immerhin tragen diese einen Teil der Nationalgeschichte. Doch wohin wird uns diese Zukunft bringen? Welche Wörter, die für uns jetzt als unverzichtbar erscheinen, werden zukünftige Generationen bedenkenlos missen können?“

Christopher Krause, Gesamtschule Brüggen



Vorausschau auf das Literaturseminar 2022 in Marbach am Neckar (17. bis 21. Oktober 2022)

Die zehn Gewinnerinnen und Gewinner des diesjährigen Landeswettbewerbs „Deutsch Essay“ werden Anschluss an die Herbstferien (17.10.-20.10.2022) an einer Exkursion zum Literaturarchiv in Marbach am Neckar mit einem vielfältigen Programm teilnehmen.

Im Rahmen dieser mehrtägigen Fahrt haben die Preisträgerinnen und Preisträger unter anderem die Gelegenheit, die Arbeit im Archiv kennenzulernen - ebenso wie den Gedächtnisort Marbach rund um das Schiller-Museum. Geplant ist außerdem ein Besuch der aktuellen Ausstellung im Literaturmuseum der Moderne. Weiterhin nimmt die Gruppe an einer mehrteiligen Schreibwerkstatt mit einer Autorin bzw. einem Autor teil. In diesem Autorenseminar werden Techniken des essayistischen oder literarischen Schreibens ausprobiert und vertieft.

Im Rahmen einer feierlichen Preisverleihung werden die Siegerurkunden und die Sonderpreise in Anwesenheit einiger Vertreter der Berkenkamp-Stiftung überreicht. Gefördert wird die gesamte Exkursion aus Mitteln der Berkenkamp-Stiftung Essen.

Rückblick auf das Schreibseminar 2021 in Weimar Bepackt mit Wissen, Zweifeln und 1000 Gedanken befanden wir uns am Ende eines Wettrennens...

Jemand spazierte durch irgendeine graue Straße an einem bedeckten Tag in NRW und sinnierte währenddessen über Dante Alighieris Feststellung, dass doch nicht nur das eigens erworbene Wissen, sondern auch der Zweifel, der so häufig mit spitzen Zähnen an unserem Innersten nagt, seinen Reiz habe.

Ein anderer saß abends im grellen Licht seiner Schreibtischlampe vor einem leeren Blatt Papier und zerbrach sich den Kopf darüber, weshalb man, Franz Kafka zufolge, die typisch menschliche Ambition, immer der Erste und Beste sein zu wollen, hinter sich lassen und den Sieg bei einem Wettrennen gar nicht erst anstreben sollte.

Und wieder eine andere lag nachts wach und versuchte, den Fluss ihrer Gedanken für einen kurzen Moment zu stoppen, um einen bestimmten Gedanken herauszugreifen, ihn zwischen den Händen hin und her zu wenden und schließlich zu fragen: Was ist das eigentlich, ein Gedanke?

Ob ein Essay tatsächlich auf diese Art und Weise entstanden ist? – Mit Sicherheit sagen können wir es nicht. Was wir jedoch mit Sicherheit wissen: Alle zehn Preisträgerinnen und Preisträger des 17. landesweiten Essay-Wettbewerbes der Berkenkamp-Stiftung, von denen leider nur acht nach den Herbstferien in die Stadt der deutschen Dichter und Denker, Weimar, aufbrachen, hatten sich intensiv mit einem dieser drei Themen auseinandergesetzt.

Trotz dieser Gemeinsamkeit herrschte auf der Zugfahrt zunächst hartnäckiges Stillschweigen. Anstatt die ersten Worte miteinander zu wechseln, vertieften sich die meisten vorerst in die verfassten Werke der noch Unbekannten, da uns gleich zu Beginn ein liebevoll gestaltetes Heft mit einer Zusammenstellung aller zehn prämierten Essays durch unsere Reisebegleitung Herrn Dr. Derpmann, Vertreter der Berkenkamp-Stiftung, ausgehändigt wurde.

Auf diese Weise verstrich die Anfahrtszeit ein wenig schneller und das Stillschweigen wurde nach der Ankunft im zentral gelegenen Labyrinth-Hostel doch noch gebrochen.

Nachdem die, von Künstlern individuell gestalteten Zimmer, unter den Mädchen recht willkürlich aufgeteilt worden waren (die beiden männlichen Teilnehmer hatten nämlich keine große Auswahl), brachen wir zum Goethe- und Schiller-Archiv auf, in dessen beeindruckenden Mauern wir in den kommenden Tagen im Rahmen der Preisverleihung und des Schreibseminars mit der Autorin Lena Gorelik noch einige Stunden verbringen werden würden.

An diesem Nachmittag kamen wir Goethe, Schiller und Nietzsche wohl so nah wie nie zuvor, denn der Archiv-Direktor Prof. Dr. Marcel Lepper ließ uns doch tatsächlich einen Blick auf die Originalhandschriften werfen: Goethes „Iphigenie auf Tauris“, Briefe von Schillers Mutter und mehr oder weniger ausführliche Unimitschriften Nietzsches lenkten uns sogar von der Tatsache ab, dass bei einem Brand in den Magazinen die Schriftstücke gerettet würden und nicht wir...

Zum Glück trat der Fall der Fälle nicht ein und so konnten wir uns wohlbehalten bei leiblicher Versorgung nach italienischer Art näher kennenlernen und den Abend schließlich nach einer kurzerhand ins Leben gerufenen „Night-Tea-Time“ ausklingen lassen.

Der nächste Tag begann mit einer Besichtigung der ersten öffentlich zugänglichen Fürstenbibliothek Deutschlands – der Anna-Amalia-Bibliothek. Im Rokoko-Saal verspürte wohl

ein jeder das Bedürfnis, einen der alten Buchbände aus den wunderschön verzierten Regalen zu nehmen und darin zu blättern, wie Goethe es bereits tat. Dieser war übrigens der fleißigste Leser Weimars, denn mehr als 2000 Ausleihen wurden unter seinem Namen getätigt. Zudem war er, auf das Drängen seiner Mutter hin, körperlich aktiv und pflanzte bei seinem Gartenhaus im Park an der Ilm zahlreiche Ginkgo-Bäume, die er von seiner Italienreise mit nach Deutschland brachte.

Schiller hingegen soll wohl eher Stubenhocker und Kakaotrinker gewesen sein, der selbst für Theaterinszenierungen seiner eigenen Stücke nicht das Haus verließ, sondern stattdessen die Schauspieler zu sich beorderte. All dies und noch viel mehr erfuhren wir durch eine sehr spannende Führung in Schillers Wohnhaus. Dieses erschien, trotz einer, nennen wir es „ausgefallenen“ Tapetenkollektion, eher schlicht, zumindest im Vergleich zu Goethes Residenz – ein gewaltiges Gebäude mit riesigem Garten, das uns mit seinen Statuen, Gemälden und prachtvollen architektonischen Elementen teilweise mehr an ein Museum als an ein Eigenheim erinnerte.

Hatten wir uns den Vormittag über mit dem Leben und Werk zweier schriftstellerischer Größen befasst, so gingen wir am späten Nachmittag dazu über, uns unseren eigenen Schriftstücken zu widmen. „Ein ungelesener Text ist ein toter Text“, erklärte uns Herr Dr. Derpmann mit Nachdruck. Damit ebendieses Schicksal nicht auch unsere Essays ereilte, durften wir im Rahmen einer feierlichen Preisverleihung jene Gedanken zur Sprache bringen, die zunächst von Nervenzelle zu Nervenzelle und schließlich, in den meisten Fällen, aus der Spitze eines einfachen Kugelschreibers auf Schmierpapier gewandert waren.

Zuvor präsentierte Herr Dr. Esser jedoch die Stiftung sowie ihre Gründerin Frau Renate Bruch-Berkenkamp, deren besonderes Anliegen es war, junge Menschen mit Literatur vertraut zu machen, weshalb wir nun Teil dieses von ihr ins Leben gerufenen Wettbewerbes sein durften.

Eine feierliche Atmosphäre entstand zusätzlich dadurch, dass Herr Schade von der Bezirksregierung Münster für alle Teilnehmenden eine kurze, individuelle Einleitung vorbereitet hatte, die die jeweiligen Kernthesen des Essays aufgriff. Im Anschluss an viel Applaus und zahlreiche Fotos, endete der Abend mit einem Restaurantbesuch und lebhaften Diskussionen über Gott und die Welt...

Das Ende unseres kurzen Ausflugs rückte immer näher und so wurde uns am Tag vor der Abreise schlagartig klar, dass wir in nicht mehr als 48 Stunden wieder zu Hause sein werden. Umso mehr freuten wir uns auf die Zeit, die wir noch gemeinsam verbringen konnten.

Auch an diesem Tag fanden wir uns wieder im Goethe- und Schiller-Archiv ein. Dieses Mal jedoch nicht, um die alten Schriften der Dichter und Denker längst vergangener Zeiten zu begutachten. Wir beschäftigten uns vielmehr mit der Gegenwart und unserer eigenen, von ihr geprägten Kreativität. Herr Dr. Derpmann leitete den Schreib-Workshop ein, indem er uns ein Zeitlimit von 20 Minuten vorgab, in dem wir einen kurzen Aufsatz verfassen sollten. Thema: „Ein altes Blatt“. Mit diesem Denkanstoß und der Zeit im Nacken, fingen wir an, unsere Gedanken zu ordnen und zu verschriftlichen. Erneut galt es, die geschriebenen Texte vorzulesen und die anderen an den eigenen Worten teilhaben zu lassen. Wir wurden regelrecht von der Unterschiedlichkeit unserer Gedanken überrascht. Dass allen Texten ein und dasselbe Thema zugrunde lag, war kaum anzunehmen. Ein altes Blatt, als ein einfaches altes Blatt mit Eselsohren und kleinen Löchern. Ein altes Blatt, versteckt in dem Schulrucksack auf dem Dachboden, beschrieben mit Worten, an die man sich längst nicht mehr erinnern kann. Ein altes Blatt, welches einst nicht das eigene gewesen ist und mit einer Adresse versehen in den Briefkasten geflattert kam. Ein altes Blatt, das nicht mehr da ist, wo man es vermutet hatte und sich unter all den alten Blättern versteckt. Ein altes Blatt, wie es langsam stirbt, von einem Ast herunter segelt und weich auf dem Boden auftrifft. Oder ist das alte Blatt doch ein Spiegel? Ein Spiegel, der unser eigenes Leben mit all den Höhen und Tiefen abzeichnet. Jedes Blatt sah und sieht anders aus. Besonders gespannt waren wir an diesem Tag auf das Seminar und den Workshop mit der Autorin Lena Gorelik. Wir wussten alle, wie es sich anfühlt, ein noch ganz neues Buch aufzuschlagen und vielleicht ohne Erwartungen die Worte der paar hundert Seiten in sich aufzunehmen. Wie es sich anfühlt, wenn man bei

allen kleinen Freuden der Figuren mitlächeln kann und bei allen Verlusten den gleichen Schmerz verspürt. Die Person zu treffen, die hinter all dem steht und die kleine fiktive Welt geschaffen hat, in die man für eine kurze Zeit eingetaucht war, stellte hingegen eine ganz neue Erfahrung dar. Lena Gorelik inspirierte uns durch ihre spontane, offene und ungezwungene Art. Bevor wir sie mit unseren Fragen durchlöchernten, sollten wir unserer Kreativität für drei Minuten freien Lauf lassen und unsere Gedanken für einen Moment nicht durch Zweifel und Grammatik einschränken. Abgesehen von der Vorgabe eines Satzes wurde uns die Aufgabe gegeben, den Stift nicht von dem Papier abzusetzen und jedes Wort aufzuschreiben, das gerade durch unseren Kopf spazierte.

Lena Gorelik gewährte uns einen Einblick in das Leben einer Autorin, das sich nicht immer ganz einfach gestaltet. Dass nur J.K. Rowling von den Einnahmen ihrer verkauften Bücher leben könne, brachte uns alle ein wenig zum Schmunzeln. Was uns außerdem besonders in Erinnerung geblieben ist, ist die Aussage Goreliks, dass ein Autor oder eine Autorin die Figuren des Romans immer besser kennen sollte als der Lesende selbst. Er oder sie müsse wissen, wie die Figur reagiert, wenn das Essen im Restaurant anders schmeckt, als erwartet oder die Bleistiftmine nach dem fünften Anspitzen erneut abbricht, auch wenn eine solche Situation nie in der Erzählung vorkomme. Nachdem die Fragerunde beendet war, gaben wir uns wieder dem Schreiben hin. Einen ihrer wichtigsten Grundsätze sollten wir direkt umsetzen: „Show, don't tell“. Es ging darum, eine Konfliktszene zu konstruieren, in der das Ausgangsproblem jedoch nicht ausgesprochen wird und die Gefühle der jeweiligen Figuren allein durch das Gesagte und durch die Körpersprache zum Ausdruck gebracht werden. Wie so oft an diesem Tag, überraschte uns die Unterschiedlichkeit der Texte. Wenn wir eins in diesem Workshop gelernt haben, dann, dass die Gedanken einer Person und die Art und Weise diese auszudrücken individueller nicht sein können.

Der Umgang mit Buchstaben und Satzzeichen fiel uns nicht schwer. Die Anwendung eines immer gleichen Schemas entwickelte sich mit der Erfahrung zu einer Art Automatismus. Umso größer war jedoch die Herausforderung, für manche von uns, Linien nicht nur auf den Zeilenabstand von einem Zentimeter zu beschränken und in die Formen des Alphabets zu drängen. Innerhalb der Führung im Kunstmuseum Neues Weimar mit dem Schwerpunkt „Linien ohne Punkt und Komma“, durften wir selbst kreativ werden und wurden dazu herausgefordert, Linien weiter zu denken und den Rand des eigenen Blattes auch mal auszublenken.

Ein letztes Mal trafen wir uns zu einem abschließenden gemeinsamen Restaurantessen, wohlwissend, dass unsere kurze Reise am nächsten Tag zu Ende sein wird.

Am darauffolgenden Tag versammelten wir uns erneut am Hauptbahnhof. Mit dem Unterschied, dass wir nicht mehr voller Erwartungen der Reise entgegenblickten, sondern die Zeit in Weimar zu einer Erinnerung geworden war. Dass wir uns in den vier Tagen nähergekommen und einander besser kennengelernt hatten, merkte man allein an der Gesprächslautstärke in unserem Zugabteil. Mit den Worten „Willkommen am Hauptbahnhof Paderborn. Der Ausstieg befindet sich in Fahrtrichtung rechts.“, endete für die ersten von uns die Exkursion. Das Aussteigen aus dem Zug fiel uns um einiges schwerer als bei unserer Ankunft in Weimar, denn wir kamen mit so viel mehr zurück als beim Einstieg. Abgesehen von Souvenirs und neuen Büchern in unserem Gepäck, waren unsere Taschen gefüllt mit Wissen über die uns gut bekannten Dichter und Denker Goethe und Schiller, neuen Erfahrungen, Freundschaften und Inspirationen.

Aus diesem Grund möchten wir uns ganz herzlich bei der Berkenkamp-Stiftung bedanken, die uns diese Reise erst ermöglicht hat. Ein besonderes Dankeschön gilt vor allem Herrn Dr. Derpmann und Herrn Schade, die uns an den einzelnen Tagen in Weimar begleitet und unterstützt haben. Ausgerüstet mit den neu gewonnenen Erfahrungen geht für einen jeden von uns die Reise weiter - vielleicht in unterschiedliche Richtungen, aber vielleicht treffen sich unsere Wege auch erneut. Die Strecke durch Weimar sind wir jedoch gerne gemeinsam gegangen.

Hanna Derksen (Pelizaeus-Gymnasium Paderborn)

Johanna Theresa Weinert (Gymnasium Theodorianum Paderborn)

WEIMAR-FAHRT

Literatur | Input | Zusammenhalt

Preisverleihung

Nach angeregten Debatten im Voraus, durfte jeder von uns einen Auszug aus seinem Essay nach Vergabe der Urkunde - vor wichtigen Mitgliedern der Berkenkamp-Stiftung - vorlesen. Jeweils drei Essays pro Thematik wurden zusätzlich gekürt. Uns wäre die Auswahl schwergefallen :) !

Museen

Jeder Tag war reich gefüllt an kulturellem Input. Das Schiller- und Goethe-Archiv öffnete für uns sogar seine teuersten Schätze: Originale von Schiller, Goethe und Nietzsche! Darauf folgten nicht minder beeindruckend die Anna-Amalia-Bibliothek, sowie das Goethe- und Schillerhaus. Auch das Museum *Neues Weimar* zur Kunst der Moderne durften nicht fehlen.

Literaturseminar

Die Krönung bildete ein Seminar mit Lena Gorelik, die uns Einsichten und Inspiration zur Ausgestaltung unserer zukünftigen Meisterwerke bot. Sie stellte sich tapfer unserem zweistündigen Kreuzverhör zu Verlagen und Agenturen. Wir waren alle beeindruckt!



Unsere Fahrt

Von kurzen Nächten und guten Freunden

Eine kurze Geschichte der Freundschaft

Nach anfänglichen Berührungsängsten und langem Schweigen auf der Hinfahrt, wurden diese Hürden spätestens im bunten Hostel *Labyrinth* überwunden. Wir waren uns auf Antrieb sympathisch und es folgte keine stille Minute. Auch die Museumsshops waren vor uns nicht sicher, insbesondere die Bestände an Goethe- und Schiller-Keksausstechern wurden geplündert. Jeder Abend wurde nach britischem Vorbild zunächst mit einem fantastischen Essen in drei unterschiedlichen Lokalen, die uns alle begeistert haben, begonnen, und schließlich mit einer gemütlichen Teerunde im Hostel beendet. Kein Thema wurde ausgelassen und doch wechselten zufriedener Ernst und Humor sich stetig ab.

Wir bedanken uns für die tolle Reise und werden auch außerhalb des Seminars in Kontakt bleiben!



Autorinnen und Autoren der Schreibseminare

Die Preisträgerinnen und Preisträger des Wettbewerbs „Deutsch: Essay“ werden zu einem viertägigen Seminar mit einer Schriftstellerin oder einem Schriftsteller eingeladen. Dabei geht es vorrangig um das Schreiben fiktionaler Texte.

Seit Bestehen des Wettbewerbs haben folgende Schriftstellerinnen und Schriftsteller das Literaturseminar in Marbach (2019 sowie 2021: in Weimar) begleitet:

2004	Patrick Roth	www.patroth.info
2005	Annette Pehnt	www.annette-pehnt.de/autorin.htm
2006	Peter Stamm	www.peterstamm.ch
2007	Nico Bleutge	www.literaturport.de/Nico-Bleutge/
2008	Sibylle Lewitscharoff	www.suhrkamp.de/autoren/sibylle_lewitscharoff_7665.html
2009	Felicitas Hoppe	www.fischerverlage.de/autor/Felicitas_Hoppe/14383
2010	Nora Gromringer	nora-gromringer.de
2011	Nadja Einzmann	www.fischerverlage.de/autor/Nadja_Enzmann/8576
2012	Angelika Overath	www.randomhouse.de/Autor/Angelika-Overath/p222827.rhd
2013	Volker Demuth	www.volkerdemuth.de
2014	Silke Scheuermann	www.schoeffling.de/autoren/silke-scheuermann
2015	Rolf Lappert	www.hanser-literaturverlage.de/autor/rolf-lappert
2016	Sudابه Mohafez	www.sudabehmohafez.de
2017	Elisabeth Edl	https://www.hanser-literaturverlage.de/autor/elisabeth-edl/
2018	Dagmar Leupold	https://www.wallstein-verlag.de/autoren/dagmar-leupold.html
2019	Kerstin Hensel	www.kerstin-hensel.de
2020	Akos Doma	www.rowohlt.de/autor/akos-doma.html
2021	Lena Gorelik	www.lenagorelik.de

18. Essay – Wettbewerb 2022

der **Berkenkamp-Stiftung**
in Zusammenarbeit mit dem
Ministerium für Schule und Bildung
des Landes **Nordrhein-Westfalen**

Ausschreibung

Themen

1. „Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel.“ (Friedrich Nietzsche)
2. „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.“ (Georg Christoph Lichtenberg)
3. Warum verschwinden Wörter?

Teilnahmebedingungen

Zu einem der drei Themen ist ein Essay zu schreiben.

Der Essay muss vom Tag der Themenvergabe an innerhalb von vier Wochen abgegeben werden. Den Zeitpunkt der Themenvergabe setzen die betreuende Lehrerin oder der betreuende Lehrer in Absprache mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern fest. Der Essay darf maximal vier Seiten umfassen (Arial in Größe 11 oder Times New Roman in Größe 12, drei Zentimeter Rand, einzeilig geschrieben). Teilnahmeberechtigt sind alle Schülerinnen und Schüler, die im laufenden Schulhalbjahr die Jahrgangsstufen 10 und 11 (G8) und 11 und 12 (G9) der gymnasialen Oberstufe der Gymnasien, Gesamtschulen oder des Bildungsgangs „Berufliches Gymnasium“ an Berufskollegs besuchen. Der Wettbewerb richtet sich also an Schülerinnen und Schüler der EF und der Q1. Jede Schule kann bis zu drei Arbeiten zum Wettbewerb einreichen. Sollten an einer Schule mehrere Essays geschrieben werden, muss die Schule eine Vorauswahl treffen. Jede allgemeine Beratung durch eine Fachlehrerin oder einen Fachlehrer ist erwünscht, sollte sich aber auf die Gattung des Essays beschränken. Inhaltliche Hilfen sollten aus Gründen der Gleichbehandlung nicht erfolgen.

Zielsetzung

Durch das Verfassen von Essays soll der bewusste Umgang mit der deutschen Sprache und Literatur gefördert werden.

Preise

Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Wettbewerbs erhalten im Herbst 2022 eine Teilnahmeurkunde. Zehn Schülerinnen bzw. Schüler werden als Gewinner des Wettbewerbs im Herbst 2022 zu einem mehrtägigen Literaturseminar mit einer Schriftstellerin oder einem Schriftsteller eingeladen. Ort und Zeitpunkt der Veranstaltung werden den Gewinnerinnen und Gewinnern rechtzeitig mitgeteilt. Der beste Essay eines jeden der drei vorgegebenen Themen wird im Rahmen der Preisverleihung während des Literaturseminars eine Anerkennungsprämie in Höhe von 200 Euro erhalten.

Hinweise für die Preisträgerinnen und Preisträger

Da es sich um einen Landeswettbewerb handelt, kann der Gewinn des Wettbewerbs auf dem Abiturzeugnis bestätigt werden. Bei einer erfolgreichen Teilnahme kann der Gewinn des Wettbewerbs als Referenz bei einer Bewerbung um ein Stipendium geltend gemacht werden. Es empfiehlt sich, den Essay den Unterlagen beizufügen.

Zusendung

Die Essays sind bis **Freitag, den 29.04.2022** (Einsendeschluss) über die betreuende Lehrerin / den betreuenden Lehrer oder durch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unter dem Stichwort „Essay-Wettbewerb Deutsch“ über folgende E-Mail-Adresse einzureichen:

Essaywettbewerb.deutsch@bezreg-muenster.nrw.de

Darüber hinaus ist ein Exemplar des Essays mit der eigenhändig unterschriebenen Erklärung über die selbständige Durchführung der Arbeit und der Zustimmung zu einer vollständigen oder teilweisen Veröffentlichung (s. Hinweise) postalisch bis zum o.g. Datum an folgende Adresse zu senden:

Bezirksregierung Münster
z.H. Herrn LRSD Dietmar Schade
Dezernat 43, Zi. N2051
Stichwort: **Essay-Wettbewerb Deutsch 2022**
Albrecht-Thaer-Str. 9
48147 Münster

Im Kopf der Arbeit müssen sich dabei folgende Angaben befinden:

- Name, Anschrift und Geburtsdatum der Verfasserin bzw. des Verfassers
- E-Mailadresse und Telefonnummer der Verfasserin bzw. des Verfassers
- Jahrgangsstufe
- Name der betreuenden Lehrerin / des betreuenden Lehrers
- Name und Anschrift der Schule
- **Schulnummer**

Am Schluss des Essays ist von den Schülerinnen und Schülern eine Erklärung mit folgendem Wortlaut eigenhändig zu unterschreiben:

Ich erkläre, dass ich die Arbeit eigenständig durchgeführt habe. Gleichzeitig bin ich damit einverstanden, dass mein Essay ganz oder in Teilen veröffentlicht werden kann.

Ort, Datum

Unterschrift

Hilfen zum Schreiben der Essays

Auf der folgenden Seite werden unter „Hinweise und Anregungen zum Verfassen eines ‚Essays‘“ nähere Informationen zum Verfassen und zur Bewertung der Essays gegeben. Außerdem finden sich auf der Homepage der Berkenkamp-Stiftung (www.berkenkamp-stiftung.de) u.a. Beispiele von Essays aus den vorherigen Jahren.

Dr. Manfred Derpmann
Vertreter der
Berkenkamp-Stiftung

LRSD Dietmar Schade
Landesbeauftragter des
Essaywettbewerbs

Hinweise und Anregungen zum Verfassen eines „Essays“

„Unser Denken ist ein kühnes, riskantes Spiel.“ (Michel de Montaigne)

Der französische Humanist Michel de Montaigne, der unsere Vorstellung davon, was ein „Essay“ sein kann, maßgeblich geprägt hat, vergleicht das Denken mit einem Spiel. Was kennzeichnet ein Spiel? Es lohnt sich, diesem Gedanken mit Blick auf einen gelungenen Essay nachzugehen.

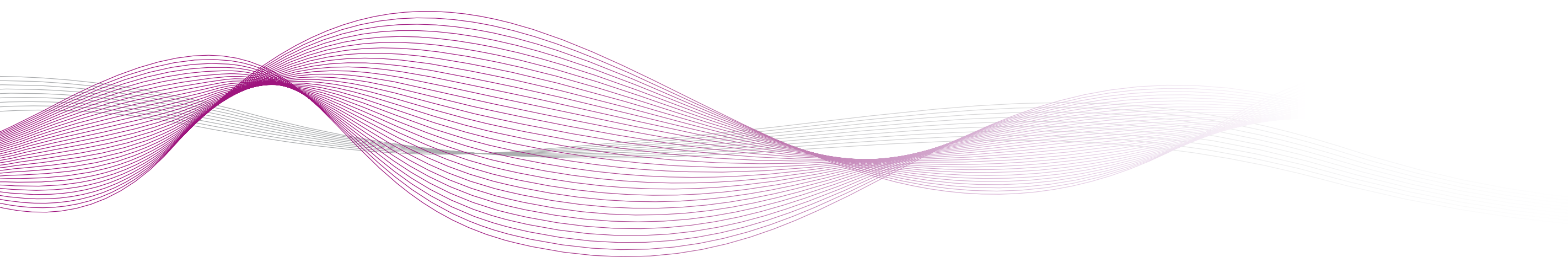
Ein Spiel weckt Neugier, ist kurzweilig und unterhaltsam. Es hebt sich vom Alltag ab, ist originell. Und es macht Spaß.

Diesen Anspruch sollte auch der Essay erfüllen. Dabei erwartet die Jury keine professionellen Texte, sondern vielmehr Essays von Schülerinnen und Schülern. In diesen sollen die Leserin und der Leser neugierig gemacht, unterhalten, ihr oder sein Interesse für das Argument der Verfasserin bzw. des Verfassers geweckt werden. Dieses Vergnügen soll allerdings nicht oberflächlich sein, sondern eine gedanklich anspruchsvolle Anregung. Hier kommt das „Kühne“ bzw. „Riskante“ ins Spiel, das Montaigne dem Denken zuweist. Der Essay als Versuch eines Gedanken- und Sprachspiels, das sich nicht zuerst an schulischen Klausurformen orientiert, sondern neben argumentativen und erörternden Passagen auch freiere Formen, freiere Assoziationen zulässt. Ein Sprachspiel, das die Leserin bzw. den Leser überrascht, erstaunt, sie oder ihn zu Gedanken führt, die nicht für alle sichtbar sind, sondern möglicherweise etwas abseitiger, versteckter. In diesem Zusammenhang kann auch die Form eines literarischen Essays gewählt werden, als literarischer Versuch, der sich etwa einer bestimmten Rollenperspektive oder einer erzählerischen Einbettung des Argumentationsgangs bedient.

Besonders überzeugend ist es, wenn dabei sprachliche und gedankliche Bilder erschaffen werden, die im Gedächtnis haften bleiben und auch nach dem Lesen noch nachwirken. In einem solchen Sinne sollte der Essay originell sein, sich durch Variantenreichtum, Subjektivität, Scharfsinnigkeit und Beobachtungsgenauigkeit auszeichnen. Und im Sinne eines roten Fadens eine Gedankenbewegung entwickeln, an deren Ende vielleicht keine abschließenden Antworten, sondern interessante bzw. bedenkenswerte Fragen stehen.

Ein Essay in diesem Sinne ist keine Kurzform einer Facharbeit oder einer themengebundenen Erörterung. Er lässt sich auch nicht mit einem standardisierten Korrekturraster bewerten. Er geht von eigenen Erfahrungen bzw. eigenen Überlegungen aus und lässt es zu, dass man der Verfasserin bzw. dem Verfasser bei der Entwicklung ihrer / seiner Gedanken gewissermaßen über die Schulter schauen kann.

Je sprachmächtiger, je unabhängiger im Urteil, diese Gedanken in Worte gefasst werden, desto überzeugender: Auch dies gehört zum Spiel – als einer Form, die im Sinne des großen US-amerikanischen Essayisten David Foster Wallace eine „Anstiftung zum Denken“ sein will. In diesem Sinne: Viel Vergnügen beim Schreiben!



Impressum

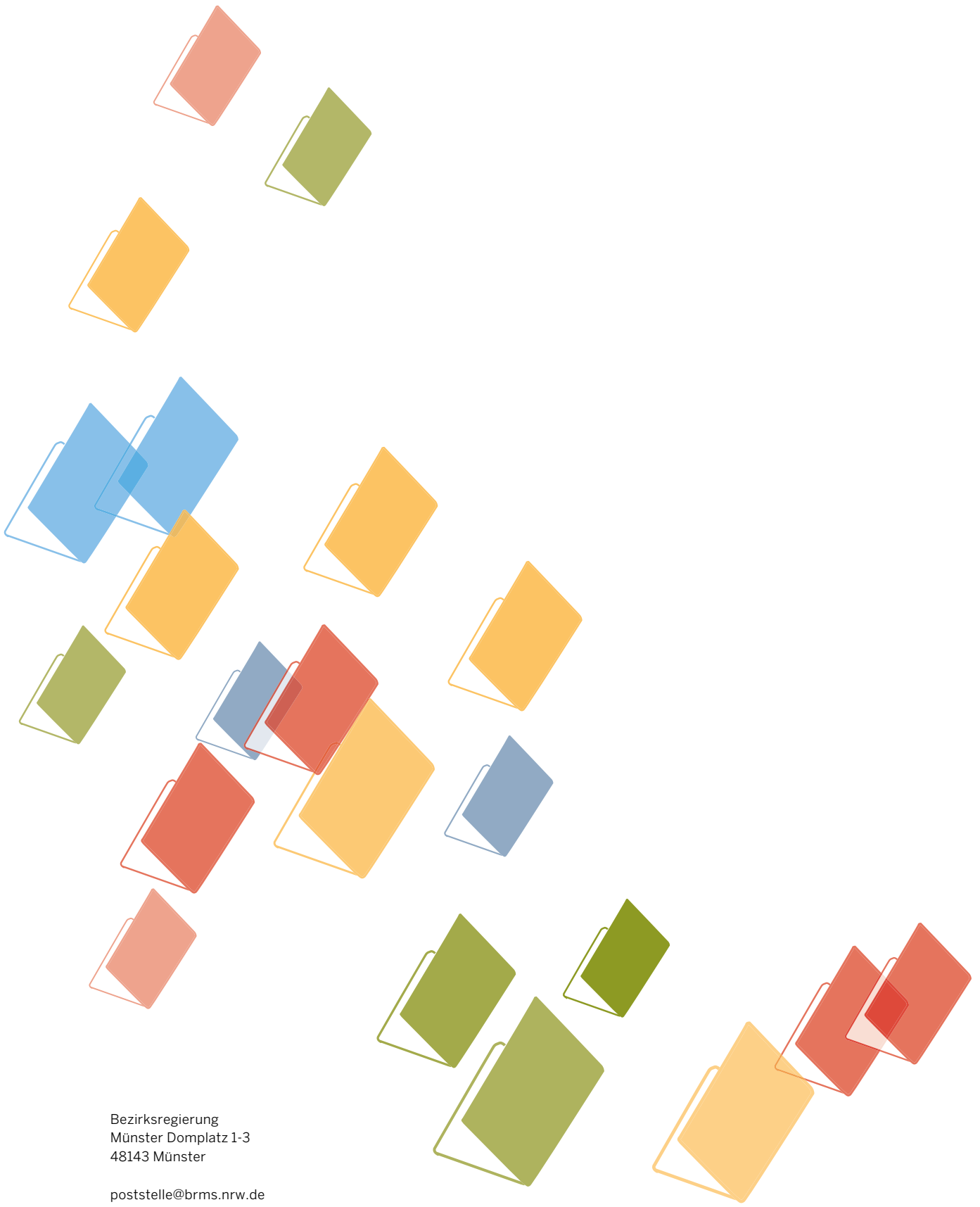
© Bezirksregierung Münster, 2022

Bezirksregierung Münster | Domplatz 1–3 | 48143 Münster
Telefon: +49 (0) 251 411-0 | Telefax: +49 (0) 251 411-2525
E-Mail: poststelle@brms.nrw.de | Internet und Social Media:
www.brms.nrw.de | www.twitter.com/bezregmuenster |
www.instagram.com/bezregmuenster

Verantwortlich im Sinne des Presserechts:
Ulrich Tückmantel, Pressesprecher
Anschrift s.o.
Telefon: +49 (0) 251 411-1066
E-Mail: pressestelle@brms.nrw.de

Abbildungsnachweise:

Alle Fotos und Grafiken © Bezirksregierung Münster
Titel Berkenkamp-Stiftung



Bezirksregierung
Münster Domplatz 1-3
48143 Münster

poststelle@brms.nrw.de
www.brms.nrw.de